J. v. Gorres.
1925 Y (2 Ernesti

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

25548.

Digitized by Google

Bilder und Skizzen

aus

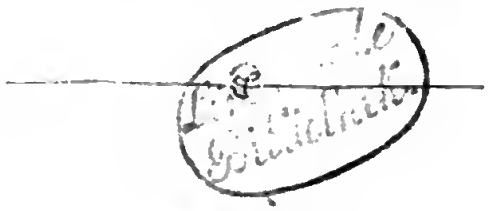
dem Leben.

Von

Luise Ernesti.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.



Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Brief und Manuſcript.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

„Ein Schütz' bin ich in des Regenten Sold!" sang laut und fröhlich ein junger Leipziger Buchhändler, als er in der neunten Stunde eines schönen, warmen Sommermorgens den Saum eines Wäldchens betrat, das ungefähr eine Meile von Leipzig entfernt lag.

„In Deutschlands Gauen liegt mein Ahnen" — so fuhr er munter fort, hielt dann plötzlich inne und murmelte mit gerunzelter Stirn: „Wie zum Teufel muß ich auch gerade auf das Lied kommen!"

Sein Frohsinn war bei jenem Ahnenschlosse in Deutschlands Gauen verschwunden und in offenbarer Erregung lief er mehr voran, als daß er ging. Die glühende Hitze, sein vielleicht noch heißeres Blut machten dem Schnellläuferschritt, den er angenommen, ein baldiges Ende; sich die klaren Schweißtropfen

von der Stirn trocknend, ſtand er ſtill und fächelte ſich dann mit ſeinem Strohhute Kühlung zu.

„Narr, der ich bin, ſo zu laufen!“ ſprach er vor ſich hin, ſchaute ſich um, gewahrte ſeitwärts einen hübſchen ſchattigen Platz unter großem Baume, ſchlenderte dahin und warf ſich in's weiche blühende Gras. Die Ruhe, die tiefe ringsumwaltende Stille thaten ihm wohl und mehrere Sekunden blickte er empor zu dem ſonnendurchblitzten Laubdach, durch das hie und da das helle Lichtblau des Aethers ſchimmerte. Eine Spinne an einem Buſche, ganz in ſeiner Nähe, feſſelte plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit! Vom höchſten Blatte ſchwebte ſie herab bis zu einem tiefern Zweige, lief dann am geſponnenen Faden geſchäftig in die Höhe, ließ ſich an anderer Stelle nieder, paſſirte von Neuem glücklich die zarte ſelbſtgewobne Brücke, errichtete Verbindungspfade zwiſchen den Grundpfeilern und als ein luſtiges Netz fertig, ſchaute ſie vom Mittelpunkte ihres Werks ſo behaglich und ſtolz auf ihre Arbeit, wie Aſſyriens Königin kaum ſtolzer und zufriedener auf ihre zu Babylon angelegten ſchwebenden Gärten geblickt haben konnte.

Das Gekrächz eines Raben ließ den jungen Mann aufblicken, der die letzten Minuten der Spinne mit

halbgeſchloſſenen Augen zugeſehn; er bemerkte, daß jenes Geſchrei zwei junge Vögel lebhaft entſetzt, die auf den Rand ihres Neſtes gekrochen, den ein Sonnenſtrahl umleuchtete. Die erſchrockenen Thierchen verließen eiligſt den Balkon ihres Hauſes und der an ihrem Geſchick theilnehmende Buchhändler wollte dem Raben böſe werden, als die Accurateſſe, mit der der befiederte Schreier ſeine Sonntagstoilette machte, ihn mit ihm ausſöhnte. Ein Federchen ſeines Flügels nach dem andern zog er durch den Schnabel; doch, ob der Rabe mit gleicher Geduld fortſchritt, wie er begonnen — Ernſt Lindau — der Verlagsbuchhändler konnte es nicht ſagen — er ſchlief unter ſeinen Beobachtungen ein — ſchlief feſt und lange!

Der Himmel umzog ſich und gegen zehn Uhr begann es in der Ferne zu donnern. Ernſt Lindau ſah weder das Eine, noch hörte er das Andere! — Eine weibliche Geſtalt, in einfach lichtblauem Kattunkleide und großen braunen Strohhut, die raſchen Schritts den Wald durcheilte, hielt bei dieſem dumpfen Donner in ihrem Gange inne, ſtand einen Moment lauſchend und gewahrte den Schlafenden. Sie ſah ſich um — ſah ſonſt Niemand und ging

weiter. Nach fünf Minuten donnerte es bedeutend ſtärker — das Mädchen, das einen Seitenpfad eingeſchlagen, kehrte auf dieſem Wege zurück, blickte ſich nach dem Manne unter dem Baume um und als ſie ihn noch in derſelben Stellung liegend bemerkte, rief ſie ihm zu:

„Ein Gewitter ſteht am Himmel!“

Lindau war, trotzdem er an der Erde lag, vollſtändig der Erde entrückt und hörte auch nichts von Dem, das ſich während ſeines geſegneten Schlafes am Himmel ereignete.

Ein leichtes Lächeln glitt über das Geſicht der Barmherzigen, dann eilte ſie zu dem Schläfer, der in der Sekunde ſehr unmelodiſch ſchnarchte, ſchüttelte ihn am Arm und ſagte als er die Augen aufſchlug: „Ein ſtarkes Gewitter zieht auf!“

Ernſt Lindau — nur halb ermuntert — ſtarrte eine Sekunde die himmelblaue Erſcheinung an, die ſich ſchnell entfernte, ſchloß von Neuem die Augen und fuhr erſt empor, als eine Viertelſtunde ſpäter ein furchtbarer Donnerſchlag ertönte und große, ſchwere Regentropfen ihm in's Geſicht fielen.

„Hübſche Beſcheerung! angenehme Ueberraſchung! — gewöhnliches Ende romantiſcher Fußparthieen!“

ſo lauteten ſeine inneren Ausrufungen, als er ſich in den von grellen Blitzen durchzuckten Gehölze umſah und nachſann, — wo er Schutz vor dem Wetter finden könne. Ein Blick auf ſeine helle elegante Sommertoilette machte dieſem Sinnen bald ein Ende und ſchnellen Schritts durcheilte er das Wäldchen in entgegengeſetzter Richtung, die vorhin das Mädchen eingeſchlagen.

Der Sturm wurde ſtärker und einer jener gewaltigen Windſtöße, die den Wald durchfuhren, entriſſen ihm ſeinen Hut; eine Sekunde hatte er die gute Abſicht, dem Flüchtling nachzuſetzen; jedoch ein Blick auf die fabelhafte Schnelligkeit mit der die Windsbraut ihre leichte Beute entführte, ließ ihn den Gedanken aufgeben und er folgte dem Beiſpiel ſeines Hutes, der es mehr wie eilig zu haben ſchien. Nach Verlauf einer Viertelſtunde erreichte er ein kleines, außerhalb der Waldesgrenze liegendes Gaſthaus. Dafür, daß es zugleich ziemlich außerhalb der Grenzlinie ſtädtiſcher Civiliſation lag, war es anſtändig genug ausgeſtattet. Der Beſitzer deſſelben war in vergangnen beſſern Tagen Eigenthümer eines Hôtels im benachbarten Städtchen geweſen und hatte ſein neues Etabliſſement wahrſcheinlich nach dem

Modell des frühern eingerichtet. So beſaß dieſe Zufluchtsſtätte für müde Wanderer denn eine hübſche, mit Weinlaub umrankte Veranda und außerdem einen ziemlich großen freien Platz vor der Thüre, der mit Kaſtanienbäumen bepflanzt war. Ueber der Veranda ſchwebten zwei, mit blauen Shwals umhüllte Engel, mit goldenen Flügeln, deren Köpfe Roſenkränze zierten; ſie trugen ein grünes Schild, auf dem mit gelben Buchſtaben „Gaſthaus zur goldenen Hoffnung" ſtand.

Ernſt Lindau trat geiſtig außerordentlich niedergedrückt, mit triefenden Haaren und Kleidern, unter das Dach der goldenen Hoffnung; freudig wurde er von einem faſt kugelrunden Wirthe begrüßt, der wahrſcheinlich das Gewitter ſegnete, das ihm einen Gaſt verſchaffte. Er ſah ſehr licht und ſömmerlich in weißen Beinkleidern, hell roſa Jacke und weißer Zipfelmütze aus und konnte ſich gratuliren, nicht wie ſein Gaſt, den Wechſelfällen der Witterung ausgeſetzt worden zu ſein.

Unter tiefen Verbeugungen führte er den Angekommnen in das Gaſtzimmer, das er für durchreiſende Fremde eingerichtet. Dieſes lag im obern Stock des Hauſes, war einfach möblirt, hatte zwei

Fenſter, die nach der Landſtraße mündeten, zwei andere, die Ausſicht auf den Hof boten. Vorläufig blieb Ernſt Lindau im Unklaren, durch welche dieſer Oeffnungen ſich die Welt ſchmuckloſer und dürftiger zeigte; er hatte keine Sehnſucht nach Ausſicht — nur Sinn und Gedanken für die gewonnene Einſicht, ſich in ſeinen total naſſen Kleidern heftig zu erkälten.

Der Wirth ſtellte ſeine Feiertagskleidung zur Dispoſition des jungen Buchhändlers. Dieſem blieb keine Wahl — er machte gute Miene zum böſen Spiel und nach kurzer Zeit nahm er in trocknen Kleidern ein leibliches Frühſtück ein.

Immer und wieder flog während dieſes Frühſtücks ſein Blick zum Plafond der niedern Decke, wo im maigrünen Felde ein goldener Anker ſchwebte und dieſes Symbol der Hoffnung mochte wohl veranlaſſen, daß er immer von Neuem dachte: „der Regen würde bald aufhören und er im Stande ſein, dann das Ziel ſeiner Wanderung — das Rittergut Minkwitz — zu erreichen!“

Anſtatt, daß ſich aber dieſe Hoffnung des ungeduldig Harrenden erfüllte, umzog ſich der Himmel dunkler wie zuvor und Blitz und Donner verkünde-

ten, daß ein zweites, noch ſtärkeres Gewitter aufſteige. Ein Wagen, nach dem er bereits verlangt, war an Ort und Stelle nicht zu haben und jedes Mittel zum Weiterkommen ihm abgeſchnitten. Er gerieth in immer üblere Laune, befand ſich nach einer Stunde in vollſtändiger Verzweiflung über ſeine ſo gänzlich verunglückte Fußtour, als grade in dem Augenblick, wo er verwünſchte, überhaupt gegangen zu ſein, leiſe und beſcheiden an ſeine Thüre gepocht wurde. Von einem Hoffnungsſtrahl durchzuckt, rief er ſchnell: „Herein!“ und der Wirth erſchien.

An der Thüre ſtehen bleibend, ſprach er mit tiefer Verbeugung:

„Darf ich mir erlauben zu fragen, wohin Ihr Weg führt?“

„Nach Minkwitz!“

„Minkwitz! — das trifft ſich herrlich! dahin —“

„Iſt Gelegenheit dahin?“ unterbrach Lindau den Wirth haſtig.

„Augenblicklich nicht, mein Herr; doch binnen zwei Stunden.“

„Zwei Stunden?“ — wiederholte der Hoffende enttäuſcht.

„Ja, ſo lange dauert es ſicherlich, wenn nicht doppelt ſo lange.“

„Wie, ich ſollte noch vier Stunden hier warten?“

„Es könnte möglich ſein, wenn Sie trocken in Minkwitz anzukommen wünſchten.“

„Gewiß will ich das; doch wie überhaupt hinkommen?“

„Mit dem Hülfscandidaten Dankelmann aus Minkwitz, der nach dem Dorfe Zetting gefahren iſt, um dort den Gottesdienſt zu halten; auf der Rückfahrt kommt er hier vorüber.“

„Hier? Dieſer Weg führt doch nicht nach Zetting.“

„Herr Dankelmann hat hier im Hauſe ein kleines Geſchäft abzumachen!“

„Ah ſo — das trifft ſich ja ganz glücklich.“

„Sehr glücklich, mein Herr.“

„Wann iſt der Gottesdienſt beendet?“

„Hm — Ja — Nun er ſollte es eigentlich elf Uhr ſein; doch der Herr Candidat meint es mitunter ein bischen zu gut und predigt bis ein Viertel — ja bis halb Zwölf.“

„Nun, meint er es alſo recht gut heute, ſo kann

er doch spätestens um ein Uhr hier sein! die Pferde des Minkwitzer Predigers sind gut."

„Ja, das könnte er wohl, wenn er Niemand in Zetting zu taufen, zu trauen und zu Grabe zu geleiten hätte."

„Hat er das heute?"

„Von Taufe und Begräbniß hörte ich gestern und das mag wohl eine Stunde hinnehmen."

„Gut. Wie spät ist es jetzt?"

„Zwölf Uhr, mein Herr.

„So nehmen wir an, daß er halb Eins fertig ist."

„Mit den Amtsgeschäften sicherlich."

„Hat er noch Nebengeschäfte in Zetting?"

„Nun — der Herr Candidat — —

„Was ist mit ihm? Was hat er?"

„Hm — — Verrathen Sie mich nicht — ihn nicht."

„Nein! sicherlich nicht."

„Man sagt, er hätte Absichten, auf die Tochter des Zettinger Predigers — verweilt also stets ein wenig im Pfarrhause."

„Nun, wenn er liebt, da kann er bis Abends spät bleiben."

„Ach, nein Herr, das würde der Minkwitzer

Prediger ſehr übel nehmen, wenn er ſo lange ausbliebe und wohl noch mehr, deſſen Schweſter.“

„Was macht ſich daraus ein Liebender?“

„O — nun über die erſten ſtürmiſchen Jahre iſt doch der Herr Candidat hinaus.“

„So! — — Wie alt iſt er denn.“

„Nah an die Fünfzig!“

„Was? — und da noch Candidat.“

„Ach Herr, das iſt für einen Candidaten der Theologie doch nicht alt.“

Die nach ihrem Manne rufende Wirthin ſchnitt die Unterhaltung ab. Niedergebeugt durch des Candidaten Fürſorge für die verderbte Welt — ihn beklagend, daß er ſo viele Funktionen zu verrichten — ſich ärgernd, daß er in Zetting Jemand liebte — — ging Ernſt Lindau unruhig in dem kleinen Zimmer auf und nieder.

Ein großer Rococoſchrank mit Glasthüren, die im Innern mit dichten Gardinen verhangen waren, erweckte plötzlich ſeine Neugierde; — immer und wieder blieb er bei ſeinen Gängen durch das Zimmer vor ihm ſtehen, ſuchte nach einem Schlüſſel, um den Inhalt des Schrankes zu ergründen — fand keinen und bemühte ſich dann, durch die Sei-

tenſpalten der Gardinen zu erſpähen, was die grünen Vorhänge ihm verhüllten. Er entdeckte zu ſeinem Aerger Nichts; verſtimmt verließ er den Schrank, der ihn immer von Neuem neugierig machte und feſſelte und trat an die Fenſter. Hier wie dort dieſelbe ſtarre, grauſame, unerbittliche Leere, dieſelbe Grau in Grau gemalte Außenwelt eines Regentages! — Seine Geduld hatte den Culminationspunkt erreicht, da drang ein Ton an ſein Ohr, ein Ton, den er trotz des Rollen des Donners vernahm, ein Ton, der ihn elektriſirte. — Weit bog er ſich aus dem Fenſter, er hatte ſich nicht getäuſcht, erblickte jetzt den Wagen, den er gehört und raſch näherte ſich dieſer dem Hauſe. Nach einigen Minuten hielt er an der Thüre — ein Mann ſprang heraus, Ernſt Lindau ſtieß einen jubelnden Laut der Freude aus und ſtürzte aus dem Zimmer.

Zweites Kapitel.

Um die Zeit, wo Ernſt Lindau nach ſtundenlangen Gehen im Walde ausruhte, hatte Mathilde von Röder, eine junge Wittwe, ihre Nachtruhe beendet. Sie trat aus ihrem Schlafgemach in jenen Gartenſalon, den ſie im Sommer bewohnte und wo ſie auf dem darangrenzenden Balkon ihr Frühſtück einzunehmen pflegte. Mit all dem Luxus, all der Eleganz, dem ganzen Comfort und all den tauſend Sächelchen, womit eine vornehme, reiche Frau ihr Wohnzimmer ausſtattet, war dieſer Salon angefüllt. Da ſtanden Cauſeuſen, Bergèren, Ottomanen, Fauteuils; — Tiſche und Tiſchchen, die mit elegant gebundenen Büchern, Journalen, Albums und Mappen bedeckt waren, — große Blumenpyramiden erhoben ſich in den Ecken des Zimmers, — Blumentiſche, mit rieſigen Palmen, Bananen, Draceen, Farrn-

kräutern und Schlinggewächsen umgaben laubenartig den Schreibtisch, welchen Nippsgegenstände, Schreibutensilien in solcher Masse zierten, daß daran zu schreiben als eine Kunst, als effektive Unmöglichkeit erschien! — Sowie im ganzen Raum des großen Salons dem Auge nirgend ein Ruhepunkt geboten war; ein Etablissement sich an das andere drängte, so fand auch der Blick an den Wänden nicht eine freie Fläche, sondern Oelgemälde reihte sich dicht an Oelgemälde und machte den Eindruck einer Bildergalerie, wie der Salon den eines Möbelmagazins.

Durch das geordnete Chaos dieser Sopha's, Tische und Stühle glitt mit leichter anmuthiger Bewegung die kleine volle Gestalt der Besitzerin, der verwittweten Frau Mathilde von Röder. — Sie trug ein weißes, reichgesticktes Morgengewand, das vielfach mit purpurfarbnen Schleifen verziert war und an dem kleinen koketten Händchen, das leicht und lose auf einigen weichen, glänzenden, überaus starken, aber falschen Haarflechten, ruhte, flatterten ebenfalls lange purpurfarbene Bänder.

Mathilde von Röder hatte sich im Alter von sechsundzwanzig Jahren in Berlin verheirathet. Nach-

dem ſie aber zehn Jahre in zufriedener, glücklicher Ehe mit einem ältern, reichen Manne gelebt, dieſer ſich um die Zeit den herrlichen Landſitz Hartberg bei Leipzig kaufte und Beide von Berlin nach dem Gute überſiedelten, da fand ſie es angemeſſen, ein Decennium ihrer Jahre in Preußen zurückzulaſſen und in Sachſen anzugeben, daß ſie „als halbes Kind“ in den Eheſtand getreten.

Fünf Jahre lebte Mathilde mit ihrem Manne auf dem Gute, da ſtarb er plötzlich und ſie blieb als reiche Wittwe zurück, die die Welt ſo galant war, „eine junge Wittwe“ zu nennen. Als die erſte Hälfte des Trauerjahrs abgelaufen, entriß ſich dieſe junge Wittwe der Einſamkeit des Landlebens, reiſte nach Dresden und trat dort mit großem Glanze auf. Ihr Salon füllte ſich bald. Trotzdem ſie täglich eine Menge von Menſchen ſah, ſpazieren fuhr und ging, Muſeen, Theater und Concerte beſuchte, in ihren Mußeſtunden malte und Clavier ſpielte, fühlte ſie doch eine gewiſſe Leere in ſich, die ſie quälte.

Wurde dieſe Leere zu drückend, ſo ließ ſie ihre in Dresden lebende Couſine, Marianne von Ravenſtein, einladen und kam dieſe nicht, ſo bequemte ſie

ſich dazu, die vier hohen Treppen ihrer Wohnung zu erſteigen, um zu ſehen, ob es wahr, daß Marianne zu viel zu arbeiten habe, um ausgehen zu können. Sie fand dieſe Couſine wirklich immer beſchäftigt; doch nähte oder ſtickte Marianne, ſo blieb Mathilde bei ihr und unterhielt ſich vortrefflich mit dem aufgeweckten geiſtvollen Mädchen.

Eines Tages fand die junge Wittwe ihre Couſine ſchreibend — einen Roman abſchreibend. — Marianne ſagte, daß ſie dieſe Arbeit für eine Bekannte übernommen, die Abſchreiberin ſei und augenblicklich durch Krankheit verhindert wäre, ihrer eingegangenen Verpflichtung zu genügen.

Mathilde von Röder bewunderte die klare Schrift ihrer Verwandten, blätterte dann in dem Manuſcripte, vertiefte ſich in den Inhalt ſo, daß ſie die Einladung einer Soirée vergaß. Als ſie endlich daran dachte, fuhr ſie eilig fort; denn die Soirée ſollte ganz beſonders intereſſant ſein, — da ein ausländiſcher Schriftſteller an dem Abend ſein neueſtes Geiſtesprodukt vorleſen wollte.

Die junge Wittwe war bisher nie durch geiſtreiche Cirkel und dergleichen Vorleſungen erbaut worden — ſie hörte aber fortgeſetzt, „wie intereſſant“ es ſei,

einen Autor die eignen Werke leſen zu hören und ſie, die Alles in Dresden mitmachte, wollte dann auch „die intereſſanten Abende“ genießen. Sie wurde den berühmten Coriphäen der Soirée als „Frau von Röder“ vorgeſtellt und zwar mit dem Zuſatze: „eine Dame, die ſich unendlich für Kunſt und Literatur“ intereſſirt!“

Die junge Wittwe intereſſirte ſich eigentlich nur für Putz und Moden; doch — — ſie lebte nun ſchon einige Monate in Dresden und wußte daher, daß man dieſe weibliche Schwäche dort ignorirt und ſtatt deſſen bei einer Präſentation die beſſer klingenden Worte „Kunſt und Literatur“ wählt.

Mathilden verging dieſer intereſſante Abend raſcher als gewöhnlich — es zuckten zum erſtenmale Ideen durch ihre Seele, die nicht mit Spitzen und Blonden, Seide und Sammt zuſammenhingen. Die in der Welt graſſirende Krankheit „berühmt zu werden“ hatte ſie ergriffen — ſie wollte ſich plötzlich auch geiſtig beſchäftigen — die Leere ausfüllen — Schriftſtellerin werden!“ —

Hatte die junge Wittwe doch einen elegantern Schreibtiſch als die meiſten der Schriftſtellerinnen,

die ſie kannte; — ſie beſaß mit Gold incruſtirte Stahlfedern, mit Wappen verziertes Papier, wie hätte ſie da nicht ſchreiben können! — Sie dachte über Stoff nach. — Dieſer lag nun leider nicht auf dem Schreibtiſche und was noch mehr zu beklagen — er lag nicht in ihr. — Was war zu thun? — Zum Glück hatte ſie Bekannte und Freunde, die Schickſale gehabt und dieſe Glücklichen ſchrieb ſie nun ab. Wie Mathilde früher Bänder und Schleifen zierlich geknüpft, ſo knüpfte ſie nun Menſchen und Schickſale aneinander, ſchrieb dieſe in den Stunden auf, wo ſie nichts Anderes, nichts Beſſeres zu thun hatte und nannte dieſe Zuſammentragung von gehörten Geſchichten einen Roman — einen „Roman aus dem wirklichen Leben.“

Marianne von Ravenſtein, die ihre Couſine als gänzlich phantaſielos kannte und wußte, wie fern dieſer Frau aus der großen Welt alle Poeſie lag, hörte mit Schreck und Ueberraſchung von dem neuen Mittel, das Jene gewählt, die Zeit zu tödten. Sie redete ihr ernſt und eindringlich zu: das Schreiben Denen zu überlaſſen, die eine innere Stimme dazu triebe, die eine Art von Miſſion dadurch zu erfüllen glaubten, welche überhaupt Talent — Begabung

zur Schriftstellerei, hätten. — Marianne sprach vergeblich, — die junge Wittwe wollte auch „interessante" Wittwe werden — wollte literarische Abende bei sich haben und ihren Gästen künftighin ebenfalls ihre eignen Produkte vorlesen.

Als Marianne von dieser Absicht ihrer Cousine hörte, glaubte sie anfangs, eine Art von Rachegefühl triebe sie dazu und sie wolle sich auf diese Weise für manchen interessanten Abend revanchiren, den sie bei Andern genossen. Marianne irrte in dieser Annahme! Frau von Röder hegte solche Pläne nicht — sie wollte einzig die Leere in ihrem Herzen ausfüllen, die sie seitdem empfand, wo ihre Schönheit und Courmacher abgenommen — das Alter und die Langeweile sich eingestellt hatten. Berühmt zu werden, erschien ihr am leichtesten auf dem Felde der Literatur möglich — denn unausführbar war doch für sie, als Frau von Rang und Stand, als Künstlerin aufzutreten und Concerte zu geben oder ihre Bilder auf Kunstausstellungen zu schicken.

Als Marianne sich überzeugt hatte, die sonderbaren Anschauungen ihrer Cousine nicht berichtigen zu können, ließ sie sie ungehindert den zweiten Theil

ihres Romans beginnen und ertrug es mit Resignation, zur ersten Kritik erwählt zu werden. Waren auch diese Vorlesungen eine Qual für Marianne — so konnte sie sich ihnen nicht entziehen; die Stickereien, mit denen sie sich beschäftigte und die zugleich ihr Erwerbszweig waren, ließen sich beim Vorlesen arbeiten; sie hatte also keinen Vorwand, den Genuß abzulehnen und hörte den Roman.

Ein noch härteres Schicksal brach aber über die arme Cousine herein, als die Autorin sie bat „das Werk abzuschreiben;" Frau von Röder deutete lächelnd an, sie würde die Arbeit brillant bezahlen; — Marianne war zu arm, um solch brillanten Verdienst zurückzuweisen. So schrieb sie denn Tag und Nacht und übergab dieses Werk rastlosen Fleißes der reichen Verwandten mit freudigem Herzen. Frau von Röder, in vielen Dingen eine Verschwenderin, sparte gern die Kleinigkeiten und anstatt des reichlich versprochenen Geldes gab sie der bedürftigen Cousine ein altes seidenes Kleid.

Marianne erschrak nicht wenig und hätte gern Einwendungen dagegen erhoben; jedoch ihre Cousine verband mit dem Geschenk die Bitte: „sie im Som-

mer auf einige Wochen in Hartberg zu beſuchen.“ Das arme Mädchen ſehnte ſich zu ſehr darnach, einmal Dresden verlaſſen und auf dem Lande leben zu können, als daß ſie nicht herzlich für Kleid und Einladung gedankt hätte.

Im Frühling reiſte Mathilde nach ihrem Gute. Auf ihrer Durchreiſe durch Leipzig ſchickte ſie ihren Roman an die Verlagshandlung von „H. E. Lindau“ und ſchärfte dem Diener die Inſtruction ein: „unter keiner Bedingung den Namen der Dame zu nennen, die ihn geſchickt“ — und „daß ſie nach Ablauf von vier Wochen ſich Beſcheid auf die Anfrage holen laſſen würde.“

Der Diener machte ſeine Sache gut; doch der Beſcheid, den die junge Wittwe erhielt, war kein guter — Firma Lindau lehnte den Verlagsantrag von „M. R.“ ab! —

Mathildens Eitelkeit war etwas verletzt — dann lächelte ſie beruhigt; — ihr fiel ein Grund ein, warum Firma Lindau einen Roman von „M. R.“ abgelehnt! — Noch an demſelben Tage ſchrieb ſie ihrer Couſine dieſen Grund und bat Marianne: „den Roman an ihre Schweſter in Berlin

zu ſchicken, da Herr Ernſt Lindau wahrſcheinlich in Leipzig gegen ſie machiniren, — ſie daher in der Stadt ihren Roman nicht gedruckt erhalten würde.

Marianne erröthete tief bei Leſung dieſes Briefes und wollte dann den Irrthum ihrer Couſine berichtigen, den ſie einen „thörichten“ nannte; ſie hielt ſich feſt überzeugt, daß Firma Lindau den Roman aus ganz anderm Grunde zurückgeſchickt und es dem Verleger auch wohl nicht einfallen würde, gegen ſie zu machiniren, weil die Chiffre „M. R.“ ihn an Anfangsbuchſtaben eines Namen mahnen konnte, der mit keiner angenehmen Erinnerung im Zuſammenhange ſtand.

Nach flüchtigem Nachdenken gab Marianne aber ihr Vorhaben auf, da es ihr als nutzlos in ſeinen Folgen erſchien und ſchickte wie Mathilde gewünſcht, ihrer Schweſter Alma das Manuſcript nach Berlin, wo dieſe Geſellſchaftsdame einer Gräfin J. war.

Alma von Ravenſtein, ſandte Marianne ſchon nach wenigen Tagen die Nachricht: „Dein Schützling befindet ſich in guter Hand beim Verlagsbuchhändler Herrn Karl Waldburg, Alexandrinenſtraße No. 491,“ ſoll bald durchgeſehen werden und Du wirſt den Beſcheid unter der Chiffre „M. R. Dres-

den, poste restante" erhalten, da ich morgen ſchon Berlin mit meiner Gräfin verlaſſe, nach Karlsbad reiſe, die Antwort auf den Verlagsantrag alſo nicht ſelbſt in Empfang nehmen konnte."

Marianne erhielt dieſen angekündigten Beſcheid früher als ſie dachte und er lautete günſtig. — Der Zuſage der Annahme folgte die dringende Bitte: „M. R. möge die fehlenden Buchſtaben zu ihrem Namen hinzufügen und ihren Wohnort angeben."

Mit dieſen guten Nachrichten reiſte ſie nach Hartberg; — Mathilde von Röder empfing ſie zärtlich und lächelte glücklich über die erſte Eroberung die ſie als Autorin gemacht. Marianne mußte feſt verſprechen, diskret zu ſein und dem neugierigen Buchhändler nicht das Geringſte zu verrathen; — ſie that es, neckte aber die eitle Couſine nach Möglichkeit. All ihre Heiterkeit ſchwand indeſſen, als Mathilde ihr erklärte: ſie für ihre Commiſſion dadurch belohnen zu wollen, daß ſie ihre intereſſanten Lebensſchickſale aufzeichne und ſie als Heldin ihres nächſten Romans erwähle. Marianne erſchrak nicht wenig bei der Ausſicht, von ihrer Couſine in dem Genre abgeſchrieben zu werden, wie Mathilde es mit verſchiedenen Bekannten in ihrem erſten Ro-

mane gethan; — entſetzte ſich aber noch mehr, als ſie ſchon in den Nachmittagsſtunden deſſelben Tages die Schriftſtellerin unter ihren Papieren kramend fand und Mathilde ihr lachend zurief: „Der Brief, Marianne, den Du mir neulich in Angelegenheit Deines frühern Verlobten geſchrieben, wird Wort für Wort gedruckt, denn den Brief könnte kein Autor beſſer ſchreiben und er ſoll mir herrliche Dienſte leiſten!“

Marianne nahm dieſe Sache ernſt, — verwahrte ſich entſchieden gegen Veröffentlichung ihrer Geheimniſſe und beruhigte ſich erſt, als ihre Couſine nach längerm Suchen verdrießlich verſicherte, den Brief nicht finden zu können.

In dem Augenblick, wo Mathilde der vertrauenden Marianne dieſe feſte Verſicherung gab, verbarg ſie den Brief, den ſie glücklich gefunden, unter Büchern und Journalen, die vor ihr auf dem Tiſche lagen; jedoch ihre Abſicht: ihn ſpäter in ihren Schreibtiſch zu legen, blieb unausgeführt — ſie vergaß gänzlich den Brief von der Stelle fortzunehmen, bevor ſie das Zimmer verließ. Erſt am nächſten Morgen, als ſie im Salon an dem Tiſche

vorüberging, wo sie Tags zuvor den Brief versteckt, fiel ihr ihr gemachter Unterschleif ein und sie suchte nun eilig nach dem Funde, den sie in ihrem nächsten Romane glücklich zu verwerthen hoffte. Der Brief war fort! — nach Mathildens Ansicht konnte nur Marianne ihn genommen haben. —

Die Wittwe hatte ihr Frühstück verzehrt als sie ihre Cousine im Garten erblickte. Marianne, welche die Morgenstunden, die Mathilde verschlief, im Freien zubrachte, trat etwas erhitzt in den Salon, erzählte, daß sie ihre Promenade an diesem Morgen weiter als gewöhnlich ausgedehnt und sie schon gefürchtet habe, daß das heraufziehende Gewitter sie ereilen könne.

„Bist Du auch jenem Gewitter glücklich entronnen, so erwartet Dich hier der Blitz und Donner meiner Vorwürfe!“ rief Mathilde.

Marianne blickte überrascht auf und sagte: „Ich erwarte dieses Gewitter mit mehr Ruhe, als jenes dort über dem Walde.“

Wo blieb aber diese Ruhe als Marianne hörte, um was es sich handelte, als sie erfuhr, daß der Brief verschwunden, den sie vor Kurzem an ihre Cousine geschrieben! — Mathilde

zweifelte jetzt nicht, das andere Hände ihn genommen, als Die, die ſie im Verdacht gehabt. Nun galt es, zu entdecken, wer der Thäter — nun galt es, dieſen Brief um jeden Preis wieder zu erlangen!

Drittes Kapitel.

Seit zwei Jahren war Ernſt Lindau verlobt und die Wahl ſeines Herzens hatte manchen Anſtoß in ſeiner Familie erregt, denn Emma Wormann, die Braut, war die Tochter eines Kaufmanns, der keinen ehrenhaften Banquerott gemacht und ſeinen Namen einſtmals mit Schande bedeckt. Auf Lindau's Liebe hatten dieſe äußern Verhältniſſe nicht einzuwirken vermocht; Emma Wormann war ihm theuer und was kümmerten ihn daher die Vorgänge in ihrem Familienleben! — Sie war kleines Kind geweſen, als das Unglück über ſie hereingebrochen und zurückgezogen von Welt und Menſchen hatte ihre Mutter mit ihr lange Jahre in einer Vorſtadt Leipzigs gelebt, als Ernſt Lindau die Bekanntſchaft des jungen reizenden Mädchens machte. Seine wiederholten Beſuche der Vorſtadt, ſein längeres Verwei-

len bei Madame Wormann und ihrer Tochter wurden dem alten Herrn Lindau gemeldet; er bat seinen Sohn um so eindringlicher, diesen Umgang aufzugeben, als man gerade zu der Zeit in der Lindau'schen Familie eine andere, bessere Parthie für Ernst im Auge hatte. Er lehnte aber diese gute Parthie entschieden ab und verlobte sich mit Emma; sein Vater, seine Verwandten sahen sein Glück und fügten sich seufzend in das, was sie ein Unglück nannten. Nach Jahresfrist war die Hochzeit festgesetzt; jedoch der Tod des alten Lindau schob die Verbindung hinaus.

Sechs Wochen waren nach seinem plötzlichen Tode vergangen, als ein anderes unvermuthetes Ereigniß eintrat. Emma's Vater, der seit fünfzehn Jahren für die Welt verschollen gewesen, kehrte nach Leipzig zurück — als reicher Mann zurück. — Er zahlte alle Schulden, stellte sein Renommée wieder her, kaufte das Rittergut Minkwitz bei Leipzig, führte dahin Frau und Tochter und die Familie lebte fortan in den glänzendsten, üppigsten Verhältnissen.

Der Zauber anspruchsloser Bescheidenheit, der Emma früher so licht und warm umstrahlt, wich in Minkwitz von ihr; sie wurde anders, als schwere

ſeidne Gewänder ſie umrauſchten, ihr Fuß über koſtbare Teppiche glitt und zahlreiche Dienerſchaft zu ihrer Verfügung ſtand. Etwas Fremdes trat zwiſchen ſie und Ernſt Lindau, das anfangs ihren Verlobten mit Schmerz — ſpäter mit Bangigkeit erfüllte; ihr Verhältniß, das früher ſo warm und herzlich geweſen, wurde nach und nach lau und formell. Anfang des neuen Jahres reiſte Herr Wormann mit ſeiner Familie nach Paris. Noch kühler kehrte Emma von dieſer Reiſe im Frühling zurück und dem Verlobten war beim Wiederſehn zu Muth als drücke er eine völlig Fremde an ſein Herz. Von der Hochzeit, die nach der Rückkehr hatte Statt finden ſollen, war gar nicht die Rede und Lindau wurde bei ſeinen ſonntäglichen Beſuchen fernerhin wie ein Gaſt behandelt. Zehnmal kam der junge Mann mit dem Vorſatze nach Minkwitz, offen reden zu wollen, um klaren Beſcheid zu erhalten — aber geſchickt wich man jeder offnen Erklärung aus. Als er wieder an einem Sonntage, Anfang des Monats Juni nach Minkwitz kam, fand er Fremde anweſend, deren Bekanntſchaft die Familie Wormann in Paris gemacht. Es war eine Gräfin Benthin mit zwei Töchtern und einem Sohne; die Töchter häßlich, der

Sohn, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, sehr schön. Der mit diesen Fremden verlebte Sonntag war Lindau der entsetzlichste Tag seines Lebens. Im Hochmuth schien ihm gegenüber ein Familienmitglied dem andern den Rang ablaufen zu wollen und was den gewöhnlichen praktischen Menschenverstand anbetraf, so hatte nur der Sohn davon eine schwache Ahnung, wie er auch noch überhaupt das verbindlichste Benehmen besaß. Der weibliche Theil der fremden Gäste führte die Unterhaltung, ließ Niemand Andern zu Worte kommen, die Damen sprachen über Jedes und Alles und von Dem, wovon sie Nichts verstanden, am meisten. Lindau fragten sie nur nach neuen Erscheinungen in der Literatur — mit ihm redeten sie nur von Büchern. Es lag etwas Beleidigendes in der Art und Weise wie man ihn anredete, mit ihm verkehrte, und aus dem Grunde setzte er auch an den folgenden Sonntagen seine Besuche in Minkwitz aus. Gerüchte drangen während jener Zeit zu ihm, die ihn auf das Tiefste erschütterten; man berichtete ihm, daß die Benthin'sche Familie bei ihrem Besuche keinen andern Zweck im Auge habe, als eine Heirath des jungen Grafen und Fräulein Wormann, durch deren Reichthum sie den

erloſchenen Glanz ihres Hauſes wiederherzuſtellen gedächten! — Viel erzählte man von den zerrütteten Finanzen der Familie, von ihrem verfallenen Ahnenſchloſſe, von ihren Schulden; doch das kümmerte Lindau weniger, als die Nachrichten, mit welchem Vergnügen Emma die Huldigungen des jungen Mannes annehme, wie ſehr ihre Eltern eine Verbindung mit der gräflichen Familie wünſchten.

Endlich wollte Lindau klar ſehen, er ſchrieb an ſeine Braut und fragte, wann die Gäſte abreiſen würden; Emma antwortete, daß der Beſuch auf unbeſtimmte Zeit in Minkwitz ſei, ſie Alle ihn möglichſt ausgedehnt zu ſehen wünſchten und ihn bäten, ſich durch die Fremden nicht von ſeinen ſonntäglichen Beſuchen abhalten zu laſſen. Er fühlte ſich durch die Art und Weiſe dieſer Einladung ſo verletzt, daß er im erſten Aerger beſchloß, auch den nächſten Sonntag nicht nach Minkwitz zu gehen. Als dieſer Sonntag aber näher rückte, nahm ſeine Sehnſucht zu und am Morgen des Tages, als er in der Frühe erwachte, erwachte mit ihm die alte Liebe und dieſe zog ihn zu dem Herzen, das ſich in letzter Zeit ſo weit von ihm entfernt hatte.

Ein Gefühl von Schaam hielt ihn zurück, ſeiner

Mutter zu gestehen, wohin er wolle, aus dem Grunde schickte er auch nach keinem Wagen, sondern ging fort, wie wenn er spazieren zu gehen beabsichtige und — schlug den Weg nach Minkwitz ein! —

Der schöne Morgen heiterte ihn auf und in fröhlicher Stimmung sahen wir ihn den Wald betreten. Das Gewitter, das ihn dort überraschte, war dieser Stimmung zwar nicht vortheilhaft gewesen; doch Freude zog von Neuem in seine Brust, als er in dem Herrn, der gleich ihm Schutz in der „goldenen Hoffnung" suchte, einen Jugendfreund — erkannte, der in Berlin lebte. Kaum war dieser Herr in das Haus getreten, so umfaßten ihn Lindau's Arme und nach herzlichster Begrüßung führte er ihn in das Zimmer, das man ihm angewiesen.

Eine gewisse ungewohnte Unruhe im Wesen dieses Freundes setzte Lindau bald in das lebhafteste Erstaunen und nachdem Jener binnen fünf Minuten zum drittenmale an das Fenster eilte, um nachzusehn, ob das Wetter nicht günstiger werde, fragte er erstaunt nach der Ursache dieser Unruhe, Eile und auffallenden Veränderung des Benehmens.

Nicht ohne Verlegenheit entgegnete der Gefragte „er sei sehr pressirt nach einem Orte zu kommen,

ſei höchſt unglücklich über das Gewitter, über ſeine ſcheuen Pferde und wünſche nichts Sehnlicher, als daß das Wetter ſich bald ändern möge.“

„Da ſympathiſiren wir unendlich!“ rief Lindau heiter, „ich bin in gleicher Lage wie Du, und würde glücklich ſein, wäre nun auch unſer Weg derſelbe! Wohin willſt Du, beſter Karl?“

Statt direkter Antwort fragte der Andere: „Wohin willſt Du?“

„Nach Minkwitz!“

„Ah zur Braut! Du Glücklicher! — doch Ernſt, Du ſiehſt nicht glücklich, nicht geſund aus! — wie haſt Du Dich in dem Jahre verändert, wo ich Dich nicht geſehn! Du ſcheinſt zu leiden — was iſt's, das Dir Deinen frohen, harmloſen Sinn getrübt?“

„Der Tod meines Vaters — dann —“

Ernſt Lindau ſtockte, ſein Freund war jetzt nur Freund, ſchien ſeine eigne Angelegenheit vergeſſen zu haben, drang in ihn, ihm zu vertrauen und bewirkte durch ſeine herzliche innige Anſprache ein offnes Bekenntniß der augenblicklich ſo peinlichen Stellung des Verlobten. Aufmerkſam, theilnehmend hörte der Andere jedes Wort an, die größte Spannung aber verrieth ſich in ſeinem ganzen Weſen als der Er-

zählende des jungen Grafen Benthin erwähnte und der Abſichten, mit denen die Familie nach Minkwitz gekommen ſei. Plötzlich dem Redenden in's Wort fallend, fragte er lebhaft: „Wie ſieht Graf Benthin aus?“

Lindau entgegnete nicht ohne Erſtaunen: „Iſt Das Dir Hauptſache?“

„Nein — Ja — Aeußeres thut viel — doch — indeſſen — aber —“

„Du biſt ſeltſam, Karl! — Was für ein Geiſt iſt in Dich gefahren?“

„Ein guter, lieber Ernſt; doch davon ſpäter! — alſo ſtolz, hochmüthig iſt dieſe verarmte Grafenfamilie?“

„Eine Kaiſerkrone würde kaum dieſen Stolz rechtfertigen.“

„Nun iſt mir Alles erklärlich! — aus Stolz hat auch ſie ſich zurückgezogen — ja ſie ſieht aus, als könne ſie das ſein —“

„Sag mir, von wem redeſt Du eigentlich?“

„Von der frühern Braut des Grafen Benthin; er war noch vor Jahresfriſt verlobt, in Dresden heimlich verlobt, — ſeine Mutter entdeckte dieſe Liebe und entführte den Herrn Sohn nach Paris.“

„Du kennſt die Braut — Du liebſt ſie Karl?“

„Nur nicht ſo ſtürmiſch guter Ernſt! — ich ſah ſie nur, von kennen — lieben iſt noch keine Rede.“

„Ah — bah — ſo wie Du biſt, iſt nur ein Verliebter —“

„Nun, Du ſollteſt ſie nur geſehen haben, Du hätteſt ſie auch nicht vergeſſen!“

„Ich? — ſchwerlich! — ich bin nicht ſo leicht in Flammen zu bringen.“

„Bitte Ernſt, keinen Streit — Du kennſt ſie nicht! Wie ruhig ich war, weißt Du; doch der Anblick dieſes Mädchens —“

„Und Dieſer konnte der Elende untreu werden!“

„Unbegreiflich!“

„Sie iſt vielleicht arm, beſter Karl.“

„Sehr — ſie erwirbt ſich ihr Brod durch Nähen und Sticken.“

„Dann iſt mir nichts mehr unbegreiflich; doch ſage mir, wer iſt's?“ —

„Ein Fräulein von Ravenſtein.“

„Wie? — was, Ravenſtein! — doch nicht! Marianne von Ravenſtein aus Dresden?“

„Ja.“

„Sie war mit Benthin verlobt — er ließ ſie

ſitzen! nein — das iſt ſonderbar! — die Dame ſcheint entſchiedues Unglück in der Liebe zu haben.“

„Du lachſt? — was ſoll das heißen?“

„Karl, nimm Dich in Acht, daß Du Marianne von Ravenſtein nicht auch im Stich läßt, denn alle guten Dinge ſind drei —“

„Drei — was ſoll das heißen? ich fordere Erklärung, Genugthuung, denn ich liebe — — ich vergöttre das Mädchen!“

„Himmel, — wie exaltirt Du biſt. — Wo blieben Deine Ruhe, Deine Vernunft? —

„Die Liebe raubte mir Beides!“

„Nein — daß Du aber dieſe Ravenſtein liebſt.“

„Ernſt, Dein Ton, Dein Weſen verletzt mich!“

„Verzeih, verzeih! — ich begreife ſelbſt kaum, wie meine alte übermüthige Laune mich einen Augenblick überfallen konnte, bei dieſer Gelegenheit überfallen konnte.“

„Sie kam ſehr zur Unzeit und ich bitte entſchieden um eine Erklärung.“

„Du ſollſt ſie haben. — Entſinnſt Du Dich der Schweſter meines Vaters, die in Berlin lebte?“

„Gewiß — wie ſollte ich nicht — Eure ſogenannte Erbtante, deren Liebling Du warſt und deren

Gunſt Du durch Etwas verſcherzt, daß ich nie erfahren.“

„Du ſollſt den Grund jetzt wiſſen; obgleich ich mich eigentlich ſchäme, dieſe Marotte meiner Tante zu erwähnen. Denke Dir, ſie eröffnete mir eines Tages in langem Briefe, mich zu ihrem Univerſalerben einſetzen zu wollen, wenn ich ſofort nach Dresden reiſte, mich um die Liebe eines Fräulein Marianne von Ravenſtein bewürbe, ihr einen Antrag machte und ſie heirathete. Nie würde ich auf ſolche Ideen eingegangen ſein, nie geduldet haben, ſo blindlings über mich verfügen zu laſſen; doch zu der Zeit, wo dieſe Zumuthung an mich gerichtet wurde, hatte ich grade Emma kennen gelernt und wies daher um ſo entſchiedner den Antrag zurück. Mein Vater, der die Sache vom ſpekulativen Standpunkt aus betrachtete, rieth mir, wenigſtens die Bekanntſchaft des Mädchens zu machen und glaubte ſicherlich, daß ſich das Andere dann von ſelbſt finden würde; er wußte außerdem alle Verwandte für die Parthie zu ſtimmen und Jeder redete mir zu, mich den Launen der alten reichen Tante zu fügen. Durch eine Couſine meiner Mutter, die eine Jugendfreundin dieſer Tante geweſen und ſie genau kannte, er-

fuhr ich endlich das Motiv, das Jene zu dem Heirathsprojekte bewogen. Sie hatte nämlich in ihrer Jugend den Vater dieſer Ravenſtein geliebt, der, wie damals Alle geglaubt, ſich auch für ſie intereſſirt — aber aus dem Grunde nicht um ſie beworben, weil ſie eine Bürgerliche geweſen. Er hat eine vornehme Dame geheirathet, die ihm redlich geholfen, ſein geringes Vermögen durchzubringen. Vor drei Jahren, nach ſeinem Tode, befand ſich die Familie nun in mehr wie derangirten Verhältniſſen und meine Tante wollte ſich da ihrer annehmen und zugleich rächen. Ich war zum Werkzeug auserſehen, den Stolz der Familie zu demüthigen — kurz — ich ſollte, um die Familie dem Elende zu entreißen, das Mädchen heirathen. Die Idee erſchien mir zu toll, um ſie auszuführen, ich verweigerte daher entſchieden, es zu thun, verlobte mich trotz aller Gegenreden gerade um dieſe Zeit mit Emma Wormann und wurde vor zwei Jahren richtig enterbt."

Aergerte Dich dieſer Verluſt?

„O nein, ich war damals zu glücklich!"

„Ich fürchte dennoch, Ernſt, Du haſt nicht allein eine bedeutende Erbſchaft, ſondern auch ein größeres Glück verſcherzt, als du ahnſt; Fräulein Ravenſtein

iſt hübſch, reizend, geiſtvoll — hätte ſie Dich einmal mit ihren großen nachtſchwarzen Augen —"

„Wie — was — ſchwarze Augen? — Marianne Ravenſtein iſt ja Blondine, meine Tante ſchrieb mir, ſie hätte Augen wie Vergißmeinnicht — das weiß ich genau."

„Sie hat Rabenhaar und dunkle Augen! Deine Tante muß blind geweſen ſein."

„An contraire — ſie ſah ſehr ſcharf; auch hörte ich ſtets von Andern, daß Marianne von Ravenſtein Blondine und —"

„Gott, wenn Du Recht hätteſt und ſie es nicht wäre! — Schrecklich — wie — wo fände ich ſie dann, da ihr Manuſcript nur die Namensſchiffre enthält —

„Manuſcript? — Namensſchiffre? — die Ravenſtein Schriftſtellerin? Karl — ich bitte Dich: — liebe Jede — heirathe Alle — nur nie ein Mädchen, das Romane ſchreibt! Eine Schriftſtellerin iſt ja ewig in den Wolken, nie auf der Erde — anſtatt guten Mittagbrods erhältſt Du ein ſentimentales Gedicht — kommſt Du Abends müde aus dem Geſchäft, lieſt ſie Dir ihre Romane vor! — Mich könnte es von der glühendſten Liebe heilen, hörte

ich, daß Die, die mein Herz erfüllt, die mit Romanen überfüllte Welt, noch mit Manuſcripten bedenkt.“ —

Der an den dieſe Warnung gerichtet, hatte kaum auf die Worte geachtet — er rief als Lindau ſchwieg: „Gott, wo find' ich ſie?

„Wie kannſt Du aber Jemanden ſo lieben, ohne ihn zu kennen.“

„Nun, ich ſprach ſie doch, wenn auch nur kurze Zeit.“

„Und auf wenige Worte, willſt Du dein ganzes Lebensglück gründen? Karl, ich bitte Dich ſei ruhig, vernünftig!“

„Ich kann nicht ruhig, vernünftig ſein.“

„Wo ſahſt, wo ſprachſt Du ſie denn?“

„Heute ſind es gerade acht Tage, da trat eine tief verſchleierte Dame gegen Abend in unſer Comptoir. Mit klarer Stimme rief ſie: Könnte ich Herrn Waldburg ſprechen? — Ich ſtand auf und fragte nach ihrem Begehr; ſie zögerte eine Sekunde, ſah mich ſcharf und prüfend an und ich erkannte durch den Schleier blitzende Augen und ein reizendes Lächeln; dann legte ſie ein Paquet auf den Tiſch und

ſagte haſtig: „Leſen Sie Das und wenn ich heute über vier Wochen wiederkomme, ſo ſagen Sie mir, ob dieſes Manuſcript gedruckt werden kann. Ehe ich Etwas erwiedert war ſie entſchwunden! — ich beſchloß, das Manuſcript ſchon am nächſten Tage durchzuſehen, erſtaunte aber nicht wenig, als die Dame bereits am folgenden Morgen wieder in unſerer Buchhandlung erſchien und bat: die Antwort auf ihre Anfrage unter der Chiffre „M. R. Dresden poste restante zu geben, da ſie Berlin eher verließe, als ſie gedacht. Ich wollte an dieſem Morgen klüger, wie am vergangenen Abend ſein, ſie ausforſchen; doch, ihre Antworten waren ebenſo gewandt, wie ausweichend, ebenſo humoriſtiſch, wie geiſtvoll und ſo entglitt ſie mir, ohne das ich das Geringſte über ihre Verhältniſſe erfahren — nur wußte, daß ſie ſchön, liebenswürdig, klug! Meine Hoffnung, mein Troſt war ein umſichtiger Freund in Dresden. Ehe ich eine zuſagende Antwort auf den Verlagsantrag abſchickte, ſchrieb ich ihm die ganze Angelegenheit und bat ihn, die Verfaſſerin des Romans zu erſpähen; er verſprach ſeinen Beiſtand, und von ihm erfuhr ich denn, daß die Dame, welche den Brief unter der bezeichneten Chiffre ab-

geholt eine Dresdnerin sei und Marianne von Ravenstein heiße. Er hatte die genauſten Notizen über ſie und ihre Verhältniſſe eingezogen, ſchrieb mir jede Einzelheit, die ihm mitgetheilt worden iſt und Alles, was er über ſie ſagte, war zu ihrem Lobe. So eilte ich denn geſtern nach Dresden, hörte leider dort, daß meine ſchöne Unbekannte am Tage zuvor nach Hartberg bei Leipzig gereiſt ſei und — — jetzt bin ich auf dem Wege dahin."

„Wie leid thut mir, daß ich Dich enttäuſcht und Du nun nicht dahin fährſt."

„Lache wie Du willſt — ich fahre doch — fahre gleich, denn das Gewitter iſt Gott ſei Dank vorüber."

„Wie — vorüber? es regnet ja entſetzlich — Bleibe! was willſt Du dort?"

„Ich muß ſehen ob —"

„Ob eine Blondine ſich Dir zu Liebe über Nacht in eine Brünette verwandelt hat? —"

„Begleite mich, anſtatt mich zu necken."

„Nein, ich gehe nach Minkwitz und unſer Weg iſt von hier ab ein ganz entgegengeſetzter, Du wendeſt Dich jetzt rechts – ich links."

„Trotz Allem, was Du mir vorhin ſelbſt erzählt, willſt Du nach Minkwitz?“

„Trotz Allem! — ich muß endlich Gewißheit über meine Schickſale haben — kann nicht mehr Tage verleben, wie ich jetzt Wochen durchlebt.

Viertes Kapitel.

Gedankenvoll und trübe sah Lindau dem Wagen des Freundes nach; dann warf er sich mißgestimmt auf das Sopha; sein Blick fiel von Neuem auf den Schrank, der ihm gegenüber stand; er wandte sich ab, heftete die Augen fest auf den Ueberzug des harten Divans, um den Schrank, der eine Art magnetische Gewalt über ihn hatte, nicht mehr ansehn zu müssen. Die Blumen dieses Ueberzugs, die seit Decennien an der Stelle blühen mochten, langweilten ihn bald — er sah sich um — wieder den Schrank, sprang auf, rief den Wirth und als er erschien, fragte er rasch:

„Was ist in dem Schranke?"

„Entschuldigen Sie, mein Herr — das weiß ich nicht — der Schrank gehört meiner Frau."

„Haben Sie nicht den Schlüssel?"

„Bitte um Verzeihung, den hat Herr Dankelmann.“

„Jener Candidat aus Minkwitz den Schlüssel zum Schranke Ihrer Frau! das ist ja sonderbar.“

„Nicht ganz so seltsam, wenn man den Zusammenhang kennt. Der Leipziger Bote hat auch den Schlüssel.“

„Er bringt dem Candidaten wohl Etwas?“

„Ja, mein Herr, Sie ahnen richtig; doch verzeihen Sie, ich darf nichts sagen, der Herr Candidat, meine Frau — die Schwester des Minkwitzer Prediger — ach, entschuldigen Sie — ich darf wirklich nicht reden.“

„So schweigen Sie in Gottesnamen, ich bin auf die Geheimnisse des Herrn Candidaten nicht begierig.“

Der Wirth ging, Lindau trat an's Fenster, das die Aussicht nach der Landstraße hatte; eine Equipage fuhr vorüber. Lindau sah sie wie im Fluge daher kommen — fortrollen, sah nichts als ein himmelblaues Gewand; doch das weckte Erinnerungen und er fragte sich, wo und wann er kürzlich eine himmelblaue Erscheinung gehabt — entsann sich aber nicht, daß es Morgens im Walde gewesen.

Er blickte abermals auf die vom Regen überschwemmte Straße, warf einen Blick in die Ferne, sah nicht hundert Schritt weit, denn die Gegend war in dichte nasse Schleier gehüllt; verstimmt ging er an das Fenster, welches nach dem Hofe mündete. Das Bild, was sich ihm dort zeigte, war ebenso traurig, ebenso kläglich. Die hohen Mauern, die diesen kleinen Hof umgaben, sahen äußerst trübe und übellaunig aus, die beiden Thüren, die in Scheune und Stallung führten, waren verdrießlich verschlossen; zusammengekauert auf ein Häufchen saß unter dem schützenden Dache eines Ackerwagens eine Familie Hühner und aus der Oeffnung des Hundehauses blickte die Nasenspitze eines zottigen Pudels hervor. Zu diesem trübseligen ländlichen Gemälde bildete der von jedem einzelnen Dachziegel in kleinem Strome niederrieselnde Regen eine dem Charakter des Ganzen völlig entsprechende Musik.

Stundenlang sollte er noch dasselbe Bild sehen, stundenlang noch dies eintönige Geplätscher vernehmen? das war zum Verzweifeln! Erregt schritt er in der Stube auf und ab und vor dem Schranke machte er wieder unwillkürlich Halt. — Je öfter er vor ihm stand, desto lebhafter fühlte er den Drang,

eine ſeiner Glasſcheiben einzuſtoßen, um die Geheimniſſe des Candidaten zu ergründen. Um ſich vor dieſen Ideen und der Langenweile zu ſchützen, beſchloß er, zu ſchlafen. Kaum lag er aber mit geſchloſſenen Augen auf dem Sopha, ſo öffneten ſie ſich wie durch unſichtbare Gewalt und ſein Blick fiel wiederum auf den Schrank, von dem in Ewigkeit nichts mehr wiſſen zu wollen, er doch ſo feſt beſchloſſen. Er erſchien ihm wie ein zudringlicher Menſch, der den Hut in der Hand haltend, ſich mit einer Verbeugung empfiehlt, aber dem ohngeachtet wie feſtgenagelt an der Thüre ſtehen bleibt. Noch ein — zweimal blinzelte Ernſt Lindau dieſen Läſtigen ruhig an; dann ſprang er wüthend auf, zerſtieß eine der hohen Glasſcheiben, riß den Vorhang bei Seite und erblickte — ein Paquet Journale! „Das alſo war des Pudels Kern," das das Geheimniß! — Sinnend betrachtete er ſeinen Raub. Da hielt er das Hauptblatt der deutſchen Literatur, Herrmann Markgraff's vortreffliche „Blätter für literariſche Unterhaltung" in Händen; da war das Morgenblatt mit ſeinen ausländiſchen Correſpondenzen und intereſſanten Artikeln — die Novellenzeitung mit ihren harmloſen Erzählungen und giftigen Kritiken; — er

las im Feuilleton dieſes Blättchens dreimal „O. B.“ rief dreimal: O„ weh!“ beim Anblick der zerriſſenen Autoren und als er dann ſah wie Herr Otto Bank auch einen ſeiner beliebteſten Autoren moraliſch in Stücke zerfetzt und mit ſeinem gewöhnlichen reichen Gallenvorrath beſpritzt — da ſagte Lindau ruhig lächelnd: „Wie Schade, daß dieſer „O. B.“ nicht einmal den Styl ſeiner eigenen Kritiken mit kritiſchem Blick betrachtet! — wie Schade, daß der Mann für die Mängel ſeiner Darſtellungsweiſe nicht halb ſo offnes Auge hat, wie offnen Mund für die Fehler jener Autoren, über die er Urtheile fällt!“ Lindau griff dann zur „Gartenlaube“ — indem er Ernſt Keil's Journal durchſah, entfiel ihm die Leipziger Modenzeitung und ihren Blättern entflog ein zuſammengefaltetes Papier; er hob es auf, entdeckte, daß es ein Brief war, glaubte, er ſei an den Candidaten, erſah aber im nächſten Moment, daß die Ueberſchrift lautete: „Liebe Mathilde!“ — — „Mathilde“ — ſo hieß ſicher kein Candidat und lautete ſein eigner Name auch dem von „Mathilde“ ganz unähnlich und wußte er genau, daß der Brief nicht an ihn war, ſo las er ihn doch, las ihn, weil bereits die erſten Zeilen ſein Intereſſe in Anſpruch

nahmen, — ſeine Neugierde rege machten: mehr von der Schreiberin dieſes Briefes zu erfahren, die ein noch junges Mädchen ſein mußte.

Der Brief war ſo kurz an Wort, und doch ſo reich an Inhalt! — er war an eine Verwandte gerichtet, die die Rolle einer Unterhändlerin übernommen und dem Mädchen den Brief eines Mannes überſchickt hatte, mit dem ſie einſt verlobt geweſen. Sie wies in der Antwort jede Annäherung zurück — wie entſchieden zurück! — jedes ihrer Worte zeigte den vollen Werth eines Herzens, das einmal von dem Manne aufgegeben worden, den es mit ganzer Liebe umfaßt, jede Zeile zeigte die ruhige Klarheit eines Charakters, dem eine ſchmerzliche Ueberzeugung ſich tief und feſt eingeprägt, der ſich deutlich bewußt war, nach einmaliger Täuſchung nicht mehr mit dem Vertrauen, der Hingebung lieben zu können, wie das Mädchen den Mann lieben ſoll, dem es ſich zum dauernden Bunde für's Leben vereint. Der ganze heiße Schmerz, den das getäuſchte Herz erduldet, die ganze glühende Liebe, die es einſt erfüllt, die feſte Entſchiedenheit eines ſtarken Willens waren in wenigen Zeilen ausgedrückt und der Schluß dieſes inhaltſchweren Briefes

lautete: „Nun, Mathilde, laß es für immer und ewig aus ſein mit Deinen Unterhandlungen — laß Dir noch einmal geſagt ſein — ich habe dieſe Liebe überwunden, bin jetzt fertig mit dem Schmerz.“ glaube mir endlich: ich vermag da nicht zu lieben, wo ich nicht mehr voll und unbedingt vertrauen kann, denn — wie ein Geſpenſt würde mich Tag und Nacht der Gedanke an ſeine Untreue verfolgen, mir nicht einen Augenblick der Ruhe laſſen und ich das qualvollſte Leben führen, das unglücklichſte Weib ſein! — — Bin ich einmal ſo ſchnöde verlaſſen — einmal in ſo rückſichtsloſer Weiſe aufgegeben worden, ſo kann das wieder geſchehen und ſolchen Wechſelfällen, die mir Herz und Seele zerreißen, mag und will ich mich nicht fernuer ausſetzen. Sag ihm denn, daß was vorbei war, vorbei iſt und bleibt — das Herz Deiner Couſine für ihn todt iſt.“

Immer und wieder las Lindau den Brief und immer und wieder dachte er: „So kann ein ſchwaches Mädchen handeln und mir — dem Manne, fehlte die Kraft, mich von dem Herzen loszureißen, das ſich untreu von mir abgewendet — einen Andern liebt und mich aufgegeben!“ — Aufgege-

ben! — wie durchzuckte ihn das Wort und war es nicht ſo? — Ja, aufgegeben hatte ihn nicht allein Emma! ſondern auch ihre Eltern; — ihn aufgegeben, der ſie ſo warm, ſo treu geliebt! — Ernſt Lindau verbarg ſein Geſicht in beiden Händen, minutenlang ſaß er ſo da, — dann richtete er ſich auf, griff von Neuem nach dem Briefe, las ihn und ſprach vor ſich hin: Starb ſie am gebrochnen Herzen? — nein!" — ſie ſchreibt „raſtloſe Arbeit" habe ſie gerettet. Kann mich nicht auch Arbeit vor Verzweiflung ſchützen? — Sie ſoll's thun — ich will arbeiten, will ein neues Leben beginnen! — Hat ſie den Muth gehabt, ein neues Leben anzufangen — warum ſollte mir die Kraft fehlen, der ich doch wahrlich nicht zu den Schwachen gehöre! Fort alſo mit dem Schmerze — mit der Verzweiflung und bewahre Gott mich vor der Thorheit, um ein Herz zu kämpfen, das ſich mir freiwillig entzogen. Ich will vergeben und vergeſſen, nicht an altes Leid denken, ſondern an neues Glück. In dieſem neuen Leben ſoll aber jenes Mädchen, das dieſen Brief geſchrieben, der mich zu dem Entſchluſſe gebracht, der Stern ſein, der mir leuchtet und iſt es mir beſchieden Sie zu

finden, ſo will ich mir auch dieſes ſtarke Herz erringen!“

Lindau überhörte in ſeiner Aufregung die Ankunft eines Wagens, ſah erſt empor als die Thür ſeines Zimmers geöffnet wurde und Karl Waldburg eintrat.

„Wie — Du ſchon zurück?“

„Frau von Röder iſt mit ihrer Couſine nach Leipzig gefahren und die Damen kommen erſt heute Abend zurück. Bis zu der Zeit kann Dich mein Wagen nach Minkwitz bringen, für den Fall Du wirklich dahin willſt.“

„Karl, Du erſcheinſt mir wie ein Engel — ich hatte ſoeben die Abſicht, zu Fuß dahin zu gehen.“

„In dem Regen? — nun die Abkühlung wäre Dir vielleicht dienlich geweſen.“

„Karl, ich bin abgekühlt! — mit klarem Auge überſchaue ich jetzt meine ganze Lage.“

„Vorhin ſchien das weniger der Fall zu ſein!“

„Vorhin? — o Karl, ſeitdem hat ſich Vieles geändert — zwiſchen jener und dieſer Stunde liegt eine furchtbare Kluft, in der all das Glück meiner Jugend — all das Leid des letzten langen Jahres verſunken. Todt — völlig todt ſind jetzt

die Wünſche, die ich noch heute Morgen in Bezug meiner Zukunft gehegt und die alle mit Emma in Verbindung ſtanden; erſtorben iſt in meinem Herzen die heiße Liebe, die man ſo kalt, ſo langſam gemordet und die heute noch einmal aufflackerte. Man iſt abſcheulich mit mir umgegangen und zerriſſen iſt der Schleier, mit dem meine Verblendung die wahre Sachlage umhüllt; doch nicht davon will ich reden, — laß mich Dir einen Brief vorleſen, der auf wunderbare Weiſe in meine Hände gefallen und Du wirſt gleich mir ſagen, daß ein Gott ihn mir zur Erkenntniß geſandt!"

Lindau las den Brief und fügte hinzu: „So gehe ich denn noch einmal nach Minkwitz und — daß es das letztemal iſt, ſagen mir alle Stimmen meines Herzens! — mir wird ein Verhältniß nicht verborgen bleiben, das ſchon ſo Viele durchſchaut und ich ſage dann Emma Lebewohl."

„Ernſt erſpare Dir das Weh, die Leichtſinnige zu ſehn, die Dein Lebewohl nicht mehr verdient."

„Du ſagſt Das ſo entſchieden — haſt Du Etwas gehört?"

„Der Inſpektor in Hartberg erzählte mir, daß ſeine Herrin eigentlich beabſichtigt, heute nach Mink-

witz zu fahren, wo, wie man glaube, die Verlobung des Fräuleins mit Graf Benthin declarirt werden würde. — Ich fragte in Deinem Intereſſe und erfuhr — daß Fräulein Wormann in den letzten Wochen unabläſſig mit dem Grafen ſpazieren gegangen, geritten und daß Beide Zärtlichkeiten mitſammen ausgetauſcht, die nur unter Liebenden und Verlobten Statt finden."

„Hat er das ſelbſt geſehen, ſo kann ich es glauben, denn der Hartberger Inſpektor iſt ein Ehrenmann; ich kenne ihn genau, da er mit einer alten treuen Dienerin unſeres Hauſes verheirathet iſt."

„Er ſagte mir von dieſen Beziehungen und eben weil er und ſeine Frau Dich kennen und lieben, betrübt es ſie ſo tief, daß jenes Mädchen ſo falſch und treulos an Dir handelt."

„Hat er ſelbſt den Austauſch dieſer Zärtlichkeiten geſehn?"

„Seine Frau und Töchter haben heute vor acht Tagen ſolche Liebesſcene im Walde beobachtet."

„Gut! Warte einige Augenblicke — ich ſchreibe an Emma, ſchreibe ihr all dieſe Gerüchte und gebe ihr volle Freiheit zu ihren Zärtlichkeiten und dieſen

Brief bringe ich ſelbſt nach Minkwitz, lege ihn vielleicht ſelbſt in Ihre Hand.“

Ernſt ließ ſich Schreibmaterialien bringen, haſtig flog die Feder über das Papier, nur einmal warf er ſie fort, barg das Geſicht in beide Hände, ſchrieb dann weiter und faltete den Brief früher zuſammen als ſein Freund dachte, daß er fertig.

Lange Zeit ſchwiegen Beide; dann ſagte Waldburg: „Du biſt ruhiger, wie ich gehofft und das freut mich!“ —

„Ich danke dieſe Ruhe dem Briefe, den ich Dir vorgeleſen.“

„Wie konnten ſo wenige Worte Dich ruhig machen?“

„Ich frage dagegen, wie konnten Dich wenige Worte ſo unruhig machen?“

„Ich ſah die Sprecherin — ſie war reizend.“

„Ich las den Brief — und — wer ſo zu ſchreiben vermag, muß tief empfinden können, Herz und Gemüth gehen mir über Alles.“

„Ernſt, Du biſt auf dem beſten Wege, Dich für dieſe Briefſtellerin zu intereſſiren,“ rief Waldburg lächelnd.

„Sie intereſſirt mich bereits lebhaft, beſter Karl.“

„Wie ich nach der Verfaſſerin des Buches ſuche, ſo ſuchſt Du vielleicht bald nach der Schreiberin des Briefes.“

„Nicht allein möglich, ſondern wahrſcheinlich! — ich werde dieſe klaren ſichern Schriftzüge unter Tauſenden wiedererkennen.“

„Zeig, mir dieſe Schrift, die ſich ſo feſt in Dein Herz geprägt.“

„Lindau gab dem Freunde den Brief und nach dem flüchtigſten Blick, den Waldburg darauf geworfen, rief er: „Gott, das iſt ja dieſelbe Hand —“

„Welche Hand? — Du kennſt ſie? Sag', wo ſahſt Du ſie?“

Waldburg öffnete ſeine Reiſetaſche und übergab Lindau das Heft eines Manuſcript ſtatt weiterer Antwort.

„Das iſt die Hand — Waldburg, von wem iſt das Manuſcript?“

„Von einer Schriftſtellerin, lieber Lindau.“

„Wie heißt ſie?“

„Könnte Dich wirklich eine Dame intereſſiren, „welche die mit Romanen überfüllte Welt, mit Manuſcripten verſorgt.“

„Waldburg, Du folterſt mich!“

„Weshalb willſt Du den Namen wiſſen?“

„Ich ſagte Dir ja, die Schreiberin des Briefes intereſſire mich auf's Höchſte.“

„Doch hoffentlich intereſſirt ſie Dich nicht ſo tief, daß Du ſie je heirathen könnteſt.“

„Warum „hoffentlich“ warum, der Fall ein ſo undenkbarer? — Aber wozu frage ich das überhaupt? Der Fall kann ſich nur in der Zukunft ereignen — jetzt denke ich nicht daran.“

„Denke nie daran, lieber Lindau.“

„Du biſt ſonderbar! — ich entgegne Dir nur, daß wer ſich das Herz dieſes Mädchens erringt, ein Kleinod gewonnen hat.“

„Das Herz einer Schriftſtellerin ein Kleinod? — Lieber Ernſt, Du biſt ſonderbar! entſinne Dich doch, was Du vorhin geäußert: „Frauen die ewig in den Wolken ſind.“

„Beſſer in den Wolken, als ewig in den Modemagazinen.“

„Sie giebt Dir Gedichte ſtatt Mittagbrod, lieſt Dir ihre Romane vor.“

„Beſſer das, als daß ſie ſelbſt Romane ſpielt.“

„Ich ſehe ein, Dich nicht mit Deinen eigenen Waffen ſchlagen zu können.“

„Gieb es auf und nenne mir den Namen.“

„Ich kenne ihn nicht — weiß nur die Chiffre: „M. R.““

„Wie? — es iſt Marianne von Ravenſtein?“

„Sie iſt Blondine! — die Verfaſſerin des Romans —“

„Gott ſei Dank! — ſie hat ſchwarzes Haar — Du ſagteſt es; doch — fügte Lindau nach kurzem Sinnen ernſt hinzu, indem er dem Freunde die Hand reichte: „Karl — ob Blondine, ob Brünette — ſie iſt ja für mich verloren, da Du ſie liebſt und jetzt verſtehe ich Alles vollkommen. Sei überzeugt, daß ich Dir nicht in den Weg treten werde.“

Waldburg war gerührt, bewältigte die Bewegung und entgegnete lächelnd: „Sie iſt Dir doch nicht völlig verloren, Ernſt, denn ſie liebt mich ja nicht. Laß uns daher Beide ſie ſuchen und — finden wir ſie, ſo treten wir als Nebenbuhler auf. Du haſt den Brief — ich habe das Manuſcript — laß ſehen, wer findet, wer ſiegt und Keiner von uns beneide den Glücklichern.“

„Du haſt Recht — ſuchen wir Beide; — fangen wir damit an, hier den Wirth zu fragen, ob er Jemand kennt, der die Namenschiffre „M. R.“ trägt.“

Ernſt Lindau ordnete während dieſer Worte die Journale, verbarg ſie wieder in dem Schranke und als er den gefundenen Brief in ſeine Brieftaſche ſteckte, ahnte er nicht, daß er in der Zerſtreutheit ſeinen Brief an Emma Wormann zwiſchen die Journale legte.

Die Freunde verließen mitſammen das Zimmer, ehe ſie aber den Wagen beſtiegen, erkundigten ſie ſich bei dem Wirth, ob er vielleicht in dortiger Gegend von einer Dame gehört, die unter der Chiffre „M. R.“ ſchreibe.“

„M. R.!“ wiederholte der Wirth ſichtlich erfreut, „gewiß kenne ich dieſe Autorien.“

„Wer iſt's?“ ſchrien Waldburg und Lindau zugleich.

Der Wirth öffnete die Thüre, rief: „Liebe Mutter, die beiden Herren wünſchen Deine Bekanntſchaft zu machen!“

Eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, mit grauem Haar, die einen rothen turbanartigen Kopfputz trug, erſchien und indem ſie ſich tief knixend verbeugte, ſagte der Wirth ſtolz:

„Meine Mutter, Frau Minette Radenau, die Verfaſſerin von „Eine Nacht auf dem Schlachtfelde

zu Leipzig oder der Sieg der Verbündeten über den korſiſchen Barbaren.“

Die beiden Verlagsbuchhändler verbeugten ſich ziemlich faſſungslos vor der ſo überaus ſchnell und unverhofft gefundenen „M. R.“ und die Blicke des Entſetzens, mit denen ſie einen Moment die Verfaſſerin des „nächtlichen Schlachtfeldes“ anſtarrten, ließen darauf ſchließen, daß ihr Kampf um ſolche „M. R.“ kein blutiger ſein würde, — der Sieger durchaus nicht Gefahr laufe, von dem Andern beneidet zu werden. — Nachdem der erſte Schreck über das erſte Reſultat ihrer Nachforſchung glücklich überwunden, dachten Beide im nächſten Moment: dieſe Schriftſtellerin kann nicht die Verfaſſerin des Briefs und Manuſcripts ſein; doch ein leiſes Gefühl der Angſt bemächtigte ſich ihrer von Neuem, als Frau Minette Radenau nach erfolgter Begrüßung lebhaft ausrief: „Ich habe in einem der Herrn die Ehre einen Berliner Verlagsbuchhändler zu begrüßen! — ſollte es vielleicht Herr Kampen ſein, dem ich kürzlich ein Manuſcript zuſandte, das ein Gegenſtück zu der Arbeit meiner Jugend; es heißt: „Eine Handlung deutſcher Eintracht oder: der Sieg über den Tyrannen der Welt.“

Lindau hatte bei der ersten Hälfte des Satzes Waldburg vorgeschoben; doch dieser wich beim Nachsatze freudig zurück, indem er eifrig versicherte, nicht Herr Kampen zu sein, der mit der Ausführung „deutscher Eintracht“ beglückt worden. Sie verabschiedeten sich dann Beide nach kurzer Erklärung von der Verfasserin patriotischer Romane, verließen „die goldene Hoffnung,“ wo die arme Mutter des Besitzers beim Anblick eines Berliner Buchhändlers einen Augenblick geglaubt, daß endlich die Stunde gekommen sei, in der sich die goldene Hoffnung ihrer Jugend erfüllen: — „sie einen zweiten Roman absetzen würde!“

Fünftes Kapitel.

Zehn Minuten mochten vergangen ſein, daß Waldburg und Lindau fortgefahren, als abermals eine Equipage vor der Thür „zur goldenen Hoffnung“ hielt. Sie war dem Wirthe wohlbekannt und freudig ſtürzte er an den Wagen, um der Beſitzerin von Hartberg den Schlag zu öffnen. Frau von Röder und ihre Couſine waren kaum in das Haus getreten, als Letztere eilig fragte:

„Sind die Journale noch hier, die geſtern Abend der Leipziger Bote von Hartberg geholt und bei Ihnen für den Candidaten Dankelmann abgegeben?“

Der Wirth erſchrak nicht wenig, daß das Geheimniß des Candidaten enthüllt, das er ſo lange verborgen, — er athmete auf, als die beſſere Hälfte ſeiner Seele ihm in ſeiner Bedrängniß zu Hülfe kam und ſeine Frau ſtatt ſeiner energiſch antwortete:

„Entſchuldigen Sie, liebe Dame; aber hier wur-

den keine Journale für den Herrn Candidaten Dankelmann abgegeben; er ist ein gottesfürchtiger Mann und ein Solcher liest keine Journale."

„Uns sagte aber der Bote Kurz aus Leipzig, daß er gestern Abend hier Journale für den Herrn abgegeben!" sprach Frau Röder entschieden.

„Mir nicht!" entgegnete die Wirthin ruhig, wandte sich gegen ihren Mann und der Blick, den sie ihm zuwarf, ließ ihn schleunigst hinzusetzen: „Mir auch nicht!"

Beide Damen schienen offenbar sehr unangenehm berührt, ein Hoffnungsstrahl durchzuckte aber die Seele der Jüngern, als die diplomatische Wirthin nach kurzer Pause bemerkte:

„Der Herr Candidat Dankelmann werden bald von Zetting hier vorüber kommen und die Damen mögen ihn dann selbst fragen, ob hier Journale für ihn abgegeben werden."

„So wollen wir warten!" rief Marianne Ravenstein.

„Geben Sie uns ein Zimmer!" gebot Frau von Röder.

Der Wirth führte die Damen in jenes eine Gemach seines Hauses, das er für vornehmere Gäste

eingerichtet. Mathilde von Röder lag bald auf den harten Polſtern des Divans, wo Ernſt Lindau wenige Stunden zuvor vergeblich den Schlaf geſucht und ihre Couſine ging unruhig dort auf und ab, wo auch er unruhig auf und nieder geſchritten; und derſelbe Schrank, der ſeine Neugierde erweckt, übte bald auch ſeinen magnetiſchen Einfluß auf die beiden Damen aus.

„Sieh, Marianne, welch hübſches Rococomöbel dieſer Schrank iſt.“

„Sehr hübſch.“

„Iſt jene Scheibe entzwei?“

„Ja.“

„Schau doch hinein, ob antikes Porzellan darin iſt; man findet dergleichen ſo oft auf dem Lande.“

Marianne lüftete den Vorhang, ſtieß einen Freudenſchrei aus und rief: „Mathilde, die Journale!“

„Die Journale?“ wiederholte Frau von Röder aufſpringend und zum Schranck eilend.

„Und hier der Brief!“ jubelte Marianne beim Anblick eines zuſammen gefaltenen Stück Papiers.

„Gott ſei Dank, daß Du ihn gefunden; aber ſieh, Marianne, welch reizende alte Taſſen hier ſtehen, welch köſtliche antike Kanne!“

Marianne Ravenſtein ſah nicht die Taſſen, nicht die Kanne, nicht die alten Glaspokale — die der Schrank enthielt, ihr Blick hing feſt an der Ueberſchrift des Briefes: die „Liebe Emma“ lautete, ruhte überraſcht auf den Zügen einer fremden Handſchrift — dann las ſie die erſten Zeilen — las den ganzen Brief.

Auch dieſer Brief war kurz an Wort, reich an Inhalt! — in ihm ſprach ſich ein verwundetes Gemüth, ein zerriſſenes Herz, das tief beleidigte Ehrgefühl eines Mannes, der rege Stolz eines feſten Charakters aus, der mit der Schwäche dieſes zerriſſenen Herzens gekämpft und nun den Schmerz beſiegt. — — —

Thränen feuchteten Mariannens Auge und ſie war froh, daß ihre für antikes Porzellan ſchwärmende Couſine nur das ſah, und in demſelben Augenblick mit einer alten Theekanne aus dem Zimmer ſtürzte, um ſich bei der Wirthin zu erkundigen, ob dieſe verkäuflich; ſie konnte nun noch einmal ungeſtört den Brief leſen, über deſſen Inhalt ſie ihren eigenen Brief vergeſſen. Marianne hatte dieſen ſie ſo lebhaft intereſſirenden Brief noch nicht wieder zu Ende geleſen, als raſch die Thüre des

Zimmers aufgeriſſen wurde, ein junger Mann eilig die Schwelle überſchritt und ſie in ihm den Schläfer aus dem Walde erkannte.

Ernſt Lindau ſtand in der nächſten Sekunde Derjenigen gegenüber, die ſeinen Brief in Händen hielt und als er in das tiefblaue Auge des erſchrockenen Mädchens ſchaute, fragte er ſich abermals vergeblich, wo und wann er dieſes Antlitz, dieſes blaue Gewand geſehen. — Unter glühendem Erröthen faltete Marianne Ravenſtein den Brief zuſammen und ſagte im Tone der Entſchuldigung leiſe:

„Verzeihung, Herr Candidat, daß ich Blicke in einen Brief geworfen, der nicht derjenige war, den ich in dieſen Journalen ſuchte.“

Ein flüchtiges Roth überflog die Stirn des Buchhändlers, daß Jemand ſeinen Brief geleſen, den er vergeſſen und jetzt zu holen beabſichtigt; jedoch vor dem Gedanken, daß Diejenige, die nach dem Briefe ſuchte, den er in den Journalen entdeckt und genommen, auch Die ſein könne, die ihn geſchrieben, — vor dieſer Annahme entſchwand alles Uebrige und raſch fragte er:

„Sie ſuchten einen Brief in dieſen Journalen?“

„Der aus Verſehen geſtern Abend dazwiſchen gelegt worden. Meine Couſine entſann ſich deſſen heute Morgen, jedoch die Journale aber waren bereits abgeholt, wir erfuhren in Leipzig, daß ſie hier abgegeben und trotzdem die Wirthin ſie verleugnete, fand ich ſie ſoeben in dieſem Schranke.“

Es war ein ſeltſamer Blick, den Lindau auf den alten Schrank warf und mit etwas unſicherer Stimme ſprach er: „Entdeckten Sie auch die Journale Fräulein, ſo fanden Sie doch wohl nicht, was Sie ſuchten.“

Marianne Ravenſtein ſah ihn fragend und erſtaunt an, durchblätterte raſch eins der Journale, die ſie in Händen hielt und entgegnete:

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, das Verlorene zu finden.“

„Geben Sie mir jenen Brief, den Sie in Händen haben und Sie erhalten den Ihrigen.“

Marianne überreichte Lindau raſch das Verlangte und er entnahm ſeiner Brieftaſche ihr Schreiben; haſtig griff ſie darnach, er aber hielt den Brief zurück und ſagte lächelnd: „Sie ſind unvorſichtig!“

„Trifft Sie nicht der gleiche Vorwurf? lag nicht auch Ihr Brief zwiſchen jenen Journalen?“

„Das meinte ich nicht! — Sie gaben mir meinen Brief zu früh, — das iſt ein Beweis blinden Vertrauens, den ich der Verfaſſerin dieſes Briefes nicht zugetraut.“

„Ich fehlte nur, indem ich Sie für den Verfaſſer jenes Briefes hielt; dem konnte ich vertrauen! Sie ſind's alſo nicht?“

„Ich bin's — und doch möchte ich nur ungern Ihr volles Vertrauen rechtfertigen.“

„Wie? —“

„Ja — ich möchte Bedingungen an die Rückgabe des Briefes knüpfen.“

„Der Brief, mit deſſen Inhalt Sie ſich ebenſo bekannt gemacht zu haben ſcheinen, wie ich einſt mit dem Ihrigen, iſt mir zu wichtig, als daß ich nicht ſuchen würde jede Bedingung zu erfüllen.“

„Es ſind leicht erfüllbare, Fräulein.“

„Alſo mehrere? — Nennen Sie die erſte!“

„Ich ſah Sie kürzlich — wo war das? ich bitte darum.“

„Sie haben entweder das ſchwächſte Gedächtniß

oder — ich erweckte Sie nicht vollſtändig heute Mor —"

„Richtig! — heute Morgen im Walde! — jetzt weiß ich Alles, ich danke Ihnen, obgleich Sie mich nicht vollſtändig erweckt und das Gewitter mich überraſcht hat."

Marianne lächelte in Erinnerung ſeines lauten Schnarchens und griff nach ihrem Briefe.

„Pardon!" rief Lindau, „die zweite Frage: Wer hat Ihr Manuſcript abgegeben?"

„Mein Manuſcript? — ich ſchrieb nie eins."

„Läugnen Sie nicht, was nicht abzuläugnen iſt, Fräulein! denn dieſelbe Hand, die dieſen Brief geſchrieben, ſchrieb ein Manu —"

„Ah — jetzt weiß auch ich Alles — ja ich ſchrieb's; doch ich ſchrieb es nur ab, verfaßte es nicht und die Autorin will Inkognito bleiben."

„Sie kennen Sie? — „M. R." — ?"

„Ja! „M. R." iſt eine genaue Bekannte von mir."

„Deren Namen zu verſchweigen Sie ſich verpflichtet?"

„Ja! und ich werde ſchweigen."

„Eins aber können und werden Sie noch zuge-

ſtehen, die Verfaſſerin hat ſchwarze Augen, ſchwarzes Haar!“

„Nein, ſie iſt Blondine.“

„So iſt doch wohl Fräulein Marianne von Ravenſtein die Ueberbringerin des Manuſcripts!“

„Sie iſt's nicht.“

„Das ſagte ich auch, denn ſie hat weder ſchwarze Augen, noch ſchwarzes Haar.“

„Woher wollen Sie, Herr Candidat, das wiſſen?“

„Ich bin nicht Candidat.“

„Wie — Sie ſind nicht Candidat Dankelmann?“

„Nie geweſen!“

Schweigend ſtanden ſich Lindau und Marianne gegenüber, einige Sekunden ſahen ſie ſich forſchend an, er wünſchte ihren Namen — ſie den ſeinigen zu erfahren und ſein Verlangen wurde größer, je länger er in ihr ſanftes anziehendes Geſicht blickte, lebhaft rief er:

„Da Sie mir nicht den Namen der Autorin nennen wollen, ſo bitte ich um den Ihrigen.“

„Erlauben Sie mir erſt die Gegenfrage: „Wie kommen Sie zu der Annahme, daß „M. R.“ ſchwarze Augen, ſchwarzes Haar hat?“

„Weil die Dame, die das Manuſcript überbrachte —“

„Ah, ſo ſind Sie der Verlagsbuchhändler Herr Karl Waldburg!“ unterbrach ihn Marianne raſch.

„Karl Waldburg kam in dem Augenblick in das Zimmer und rief im Eintreten: „Nein, dieſe tolle Schriftſtellerin da unten im Hauſe, hält ſie mich feſt, wie — Verzeihung! — entſchuldigen Sie!“

„Komm herein, lieber Karl!“ rief Lindau, als Waldburg beim Anblick der Dame unwillkührlich zurückwich, „komm herein und beſtätige, daß ich nicht Karl Waldburg bin, ſondern Du das biſt.“

Waldburg verbeugte ſich nicht ohne ſichtbares Erſtaunen vor der Dame, die ihm gänzlich fremd war, aber ſeinen Namen kannte; er glaubte nicht anders, als daß ſie auch Schriftſtellerin ſei, die ihm Verlagsartikel anzubieten gedenke und noch im vollen Aerger über die Mutter des Wirths, die ihn gleich bei ſeiner Rückkehr überfallen und all ihre Manuſcripte zur Verfügung geſtellt, erwiderte er zu Mariannens lebhaftem Erſtaunen, zu Lindau's größtem Ergötzen formell: „Ich bin Karl Waldburg, muß Ihnen aber ſagen, was ich bereits ſoeben gegen die Autorin „M. R.“ ausgeſprochen, daß ich in die-

ſem Jahre mit zu großartigen literariſchen Unternehmungen beſchäftigt bin, um noch Romane verlegen zu können."

„So nehmen Sie nicht den Ihnen angebotenen Roman von „M. R.?" rief Marianne."

„Gewiß nicht, ich ſagte es der verrückten Perſon ſoeben ganz entſchieden ſelbſt."

„Mein Herr, die Dame, die Sie ſo bezeichnen, iſt meine Couſine."

„Ihre Couſine? unmöglich!"

„Gewiß! — wie kam's übrigens, daß ſie ihr Inkognito aufgab?"

„Nun, mein Kutſcher hat ihr meinen Namen verrathen und ſie attaquirte mich unten im Hauſe in dem Augenblick, als wir ankamen; ſie ließ mich bis zu dieſer Sekunde nicht frei."

„Ich begreife das nicht! meine Couſine iſt eine Frau von ſo viel Takt —"

„Iſt dieſe Frau wirklich Ihre Couſine?" fragte Waldburg erſtaunt, „ich kann's nicht glauben!"

Frau von Röder erſchien in dem Augenblicke mit der antiken Theekanne, die ſie der Wirthin abgekauft, Marianne rief, als Jene ſtaunend auf der Schwelle ſtehen blieb: „Bitte, liebe Mathilde, tritt

ein und bestätige Herrn Karl Waldburg, daß Du meine Cousine bist; er will meinen Worten nicht glauben."

Die elegant gekleidete Wittwe rauschte in das kleine Zimmer, verbeugte sich anmuthig vor beiden Herren, wandte sich dann an Lindau und fragte verbindlich: „Sie sind Herr Waldburg — Herr Waldburg, Verlagsbuchhändler aus Berlin?"

Lindau trat zurück und deutete durch eine Geberde an, daß sein Freund das sei; jedoch Waldburg, der sich abermals ärgerte, daß er, trotzdem er seine Firma nicht mit sich führte, auch jener Dame bekannt war, die möglicher Weise ebenfalls Schriftstellerin sein — und Absichten auf seinen Verlag hegen konnte, wich nach flüchtiger Verbeugung hinter Lindau zurück und sagte rasch:

„Ja, ich habe die Ehre Berliner Verlagsbuchhändler zu sein; doch mein Freund hier hat ein gleiches Geschäft in Leipzig, dem Hauptsitze des deutschen Buchhandels, und ich stelle Ihnen hiermit in Herrn Ernst Lindau einen Mann vor, der zu den unternehmendsten im Fache der Unterhaltungslektüre gehört!"

Ernst Lindau sah nicht das Erröthen der Wittwe,

bemerkte nur das Erbleichen Mariannens bei Nennung seines Namens; er wurde nun noch begieriger, den ihrigen zu erfahren; und als Frau von Röder ihm auf seine Bitte den Namen ihrer Cousine nannte, war ihm ihr Farbenwechsel erklärt — er wußte, daß seine verstorbene Tante an Fräulein Ravenstein wegen des Heirathsprojektes geschrieben.

Ihre beiderseitige Verlegenheit beendete Frau von Röder mit Gewandtheit, — fragte aber dann Waldburg, auf welche Weise er ihren Namen erfahren und setzte ihn, den dieser Name unbekannt, in nicht geringe Verlegenheit; er faßte sich aber schnell, ahnte, daß sie „M. R.", die Verfasserin des Manuscripts sei, und in der Hoffnung, durch sie den Namen der Ueberbringerin des Manuscripts zu erfahren, entgegnete er artig:

„Autoren von Bedeutung können nie lange Inkognito bleiben."

Frau von Röder lächelte befriedigt und bat dann beide Herren, sie nach Hartberg zu begleiten. — Waldburg nahm die Einladung an. Als er am nächsten Morgen das schöne Gut der reichen Wittwe verließ, fuhr er nicht nach Berlin — sondern — nach Carlsbad.

Er war dort so glücklich, die nachtschwarzen Augen Alma von Ravenstein's leuchten zu sehn und sie leuchteten ihm während der nächsten drei Wochen immer tiefer in's Herz.

Am Morgen seiner Abreise, als er mit der reizenden Manuscriptcommissionairin in der Colonnade auf und ab ging, sagte sie lächelnd: „Ich freue mich nur, in diesen Wochen, wo sie hier nie Brunnen getrunken, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Sie nicht, wie ich anfangs fürchtete, ein unheilbares Leberleiden hätten."

„Und doch kam ich leidend an, gehe noch kränker fort, Fräulein."

„Wie? — Sie sehen so gesund aus."

„Ich leide am Herzen und solches Uebel ist zu Zeiten gefährlicher, wie Leberleiden."

Alma lachte so heiter, wie an jenem Morgen in seinem Comptoire in Berlin, wo Waldburg sie auszuforschen versucht; als er aber mit so ernsten, bedeutungsvollen Worten von ihr schied, entgegnete sie zuversichtlich: „Ich hoffe, daß nächsten Winter in Berlin ihr böses Herzleiden schwindet."

Und Waldburg's Herzübel schwand wirklich im

folgenden Winter, als er Alma von Ravenſtein's Verlobter war.

Seine Hochzeit fand ein Jahr früher Statt, als die Lindau's — er war aber bei deſſen Trauung zugegen und als Ernſt Lindau und Marianne von Ravenſtein das Gelübde ewiger Liebe, ewiger Treue ablegten, wußte er, wie Alle, die dieſen Eid hörten, daß er vielleicht nie mit größerer Freudigkeit, mit feſterer Zuverſicht ausgeſprochen worden.

Frau von Röder, die ihre beiden jungen Couſinen ſo reich ausgeſtattet, als ob ſie ihre eigenen Töchter wären, ſagte an Mariannens Hochzeitstage: „Wie gut, daß ich auf die Idee gekommen bin, Schriftſtellerin zu werden — wie gut, daß ich fremde Briefe zu meinem Romane verwenden wollte, denn — ohne mein Manuſcript, ohne jenen Brief — wären beide Mädchen nie ſo glücklich geworden, wie ſie jetzt ſind.“

Eine Wallfahrt

zu Wittekind's Grabe.

Erſtes Kapitel.

Es war gegen die Mittagsſtunde am heiligen Dreikönigsfeſte als der Glöckner des weſtphäliſchen Landſtädtchens Enger der Kirche entgegenſchritt, in der Wittekind begraben liegt, um, wie es ſtets an dieſem Tage zu geſchehen pflegt, Sachſens einſtmals ſo großen mächtigen Herzog zu Grabe zu läuten. Die Wallfahrten, die vor Zeiten, namentlich am Dreikönigsfeſte zu Wittekind's Grabe Statt fanden, ſind nicht mehr Gebrauch; vergeſſen, wie ſo Vieles auf Erden, über das ſchon Jahrhunderte dahin gezogen ſind, iſt auch jene alte Sitte. Das Glöckchen, das am Feſte der heiligen drei Könige, Mittags von zwölf bis ein Uhr dem greiſen Sachſenherzog zu Ehren geläutet wird und durch das einſt ſo berühmte Angerthal erklingt — — ſein Ton und Schall ruft nur hie und da bei Einzelnen eine flüchtige Erinne-

rung an jene ferne Zeiten wach, wo des alten Wittekind mächtige Königsburg ſich ſtolz und kühn im Angergau erhoben und dieſer tapfere Kriegesheld, nachdem endlich Frieden im Lande herrſchte, dort im Kreiſe treuer Freunde und wackerer Waffengefährten von den Mühen und Drangſalen ſeines reich- und vielbewegten Lebens ausruhte.

Daß gerade das Angerthal den Vorzug erhalten, Wittekind's Burg auf ſeinem Boden erſtehen zu ſehen und es ihm gelang, den mächtigen Sachſenherzog (die Volksſage bezeichnet Wittekind ſtets als „König") an dieſer Stelle des Weſtphalenlandes zu feſſeln, hatte ſeinen Grund einzig in einer Liſt des Baumeiſters, welcher die Kirche zu Enger aufgeführt.

Nachdem nämlich Wittekind nach ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthume von Karl dem Großen mit dem Herzogthume von Weſtphalen und Engern belehnt worden und der Friede im Lande hergeſtellt war, beſchloß er, ſich in dem ihm verliehenen, erblichen Herzogthume eine Burg erbauen zu laſſen und ſeine Freunde und Kampfgenoſſen um ſich zu verſammeln. Ihm waren drei Punkte ſeines Landes gleich lieb zur Anſiedelung: „der Werder vor Rehme, die Höhe bei Bünde und das fruchtbare, von Bergketten an-

muthig umſchloſſene Angerthal.“ Da ihm die Wahl ſchwer wurde, wollte er die Entſcheidung dem Zufall überlaſſen. Er erklärte daher, er werde an der Stelle der drei bezeichneten Punkte ſeine Burg erbauen laſſen, wo zuerſt ein Gotteshaus fertig ſei. Man begann an den drei Orten zu gleicher Zeit den Kirchenbau. Der Baumeiſter im Angerthal, ein Mohr, hielt ſich einfach an des Königs Wort, ein Gotteshaus haben zu wollen. Er baute ſeine Kirche ohne Thurm, und ſie wurde zuerſt fertig.

Ueber die Eile, mit welcher die Kirche im Angerthale aufgeführt, iſt die Schönheit und Solidität des Baues nicht vernachläſſigt worden, wie das die Kirche noch heut zu Tage trotz ihrer etwas verworrenen Structuren verräth. An ihrer öſtlichen Seite zeigt ſich in beträchtlicher Höhe ein in Stein ausgehauener Mohrenkopf. Er ſoll der des Baumeiſters ſein, welcher ihn als Erinnerung an ſich dort hat anbringen laſſen. Die Augen dieſes Kopfes blicken nach der Gegend, wo die beiden andern Kirchen liegen, und es will den Beſchauer bedünken, als trage das Geſicht einen überaus triumphirenden Ausdruck, als wolle der Mund ausrufen: „der Sieg iſt mein!“

Bei der Kirche des Angerthales ließ nun Wittekind seine Burg errichten, und ringsumher im Angergau siedelten sich seine Freunde und Kampfgenossen an. Ein kleiner Mauerüberrest am südlichen Abhange des erhöht liegenden Kirchhofs ist jetzt das Einzige, was von der einst so großen stattlichen Burg noch vorhanden. Dem nach Wittekind's Residenzschlosse forschenden Fremden wird dies Stückchen Ruine mit einem gewissen Stolze gezeigt und ihm außerdem noch an einem Hause in Enger ein achteckiger ausgekehlter Stein bemerklich gemacht, der früher die Königskrone getragen und über dem Portale der Burg seinen Platz gehabt hat. Benennungen einzelner Orte haben sich noch aus jener fernen Zeit im Munde des Volkes erhalten, wie z. B. „der Burggraben", „Wittekindsgarten", „die Küche", „das Backhaus", „die Pferdeschwemme", „das Vogelhaus" ꝛc. Im Jahre 1818 hat man beim Graben in einem Garten, wo früher die Küche der Burg gewesen sein soll, einen gemauerten Herd und verschiedenes, noch gut erkennbares Küchengeräth gefunden. Es wird als Erinnerung an die „Wittekindszeit" sorgfältig aufbewahrt.

Von der einst so stolzen Stadt Enger ist jetzt

keine Spur mehr zu entdecken; es ist ein kleines, unbedeutendes Landstädtchen, vielleicht darf man Enger ein armseliges Dorf nennen. Jedenfalls ist es aber Westphalens interessantestes Dorf, und die Bewohner desselben sind stolz auf seine einstige Größe. Selbst die Kirche, Wittekind's Begräbnißstätte, macht einen unscheinbaren Eindruck. Eigenthümlich ist sie dadurch, daß der Thurm einige Schritte weit von ihr entfernt steht. Wittekind hat ihn später dazu erbauen lassen. In seiner sowie des Baumeisters Absicht hat es zwar gelegen, ihn dicht an die Kirche zu setzen; doch unüberwindliche Hindernisse haben sich der Ausführung dieses Planes entgegengestellt. Stets ist in der Nacht eingestürzt, was am Tage erbaut worden, und man hat zuletzt eingesehen, daß es unmöglich gewesen, den Thurm an der beabsichtigten Stelle zu errichten, da der Boden nicht die Last getragen. Auch an dem Platze, wo er jetzt steht, hat man ihn nicht breiter und höher aufzuführen vermocht. Er hat daher, um nur endlich vollendet zu werden, die unansehnliche Gestalt behalten müssen, die er noch jetzt zeigt.

Glücklich und zufrieden, geachtet und geliebt, lebte Wittekind lange Jahre im Angergau. Als er

bereits ein hohes Alter erreicht hatte, wünschte er zu wissen, wie seine Freunde und Unterthanen sich bei seinem Tode benehmen würden. Zweien seiner Vertrauten theilte er seinen Plan mit, den er sich ausgedacht, die Treue und Anhänglichkeit der Engerer und Westphalen zu prüfen; sie mußten die Nachricht seines Todes verkünden, die Stunde seines Leichenbegängnisses bekannt machen. — Ganze Züge Leidtragender erschienen in der Burg. Wittekind bemerkte mit Rührung, wie sehr man ihn liebte. Als die Schaaren seiner treuen Anhänger wehklagend den geschlossenen Sarg umstanden, trat er gesund und fröhlich unter die Trauernden. Man jubelte über dieses Ende des Leichenbegängnisses, und Niemand war König Wittekind böse wegen dieser Prüfung. Er machte Alle, die gekommen waren und selbst später kamen, zehntfrei. Letztere, die sich verspätet hatten, nannte man von dem Tage ab die Naloper (Nachläufer), und noch existirt in der Nähe von Bünde ein Hof, der den Namen „Nalop" trägt.

Als Wittekind wirklich todt war, wurde er in der Kirche zu Enger beigesetzt. Die Thüre an der Westseite der Kirche, durch die der Sarg hineingetragen, ist sogleich vermauert und nachdem niemals

wieder geöffnet worden. Der Platz, wo die Leiche ausgestellt gewesen und ihr Tage lang die größten Ehrenbezeigungen erwiesen sind, heißt noch bis heutigen Tages die „Leichendeele". Feierlich ist ein Act darüber aufgenommen, daß in der Kiache zu Enger nur Westpalens tapferer Kriegsheld ruhen solle; und obgleich in spätern Jahren, zu wiederholten Malen, von edlen altadeligen Familien oder der Geistlichkeit Versuche gemacht worden sind, in dem kleinen, aber berühmten Gotteshause eine Gruft zu erhalten, Niemandem ist die Beisetzung gestattet worden, und der greise König ruht dort allein, Keinen hielt man würdig, Platz neben ihm zu erhalten!

Durch List sind einmal der Kirche zu Enger Wittekind's irdische Ueberreste entzogen und nach der Kirche zu Herford gebracht worden, welche Stadt in frühern Zeiten wegen ihrer vielen Klöster und Heiligengräber den Namen Sancta Herfordia trug.

Wittekind hatte nämlich bei der Kirche zu Enger ein Capitel gestiftet. Die Herren dieses Capitels mußten den Gottesdienst halten und den Unterricht der heranwachsenden Jugend leiten. Es war von dem Könige reichlich mit Grundstücken, Gebäuden und Zehnten ausgestattet. Noch viele Jahrhunderte

nach Wittekind's Tode hielten die Capitelherrn Gottesdienſt an des Sachſenherzogs Grabe; doch als Kriege das Land verwüſteten, Raubgeſindel die Gegend unſicher machte, die ſtolze Stadt immer mehr ſank, da hielten ſie es für unnöthig, in Enger zu bleiben und ihre Pflichten zu erfüllen. Sie verpachteten ihre Ländereien und Beſitzungen, beſtellten für den Gottesdienſt in Enger einen Pfarrer und entflohen nach Herford. Sie verlangten, daß die dem Capitel Zehntpflichtigen ihre Abgaben nach Herford bringen ſollten; doch dieſe, ärgerlich und empört, daß die Capitelherrn Enger und das Grab ihres Wohlthäters verlaſſen, erklärten auf das Beſtimmteſte, daß ſie nicht das Geld nach Herford bringen würden. Sie ſtützten ſich auf den Ausſpruch: „ihre Abgaben an das Capitel, nach des Königs Tode, an deſſen Grabe zu entrichten.“

Da nahmen die geiſtlichen Herren, als ſie weder durch Bitten, noch durch Gewalt die ihnen gebührenden Abgaben erhielten, ihre Zuflucht zu einer Liſt. Sie kamen im Geheimen nach Enger, ſchlichen ſich bei Nacht in die Kirche, öffneten die Königsgruft, entnahmen ihr die Leiche Wittekind's und brachten ſie nach Herford.

Sie nahmen auch Wittekind's Trinkbecher mit ſich, welcher ſich ebenfalls in der Kirche befand. Er war ein Geſchenk Karl's des Großen an Wittekind geweſen, ſoll aus grünem Stein, der kein Gift vertragen, geſchnitten geweſen ſein und eine Einfaſſung von vergoldetem Kupfer gehabt haben. Eine Kapſel von unbekanntem Holze hat den Mundbecher umſchloſſen gehalten; ſie hat eine gelbliche Farbe gezeigt und die Inſchrift getragen:

Visdai de Africa rex.

An dem Rande des Bechers haben die Worte geſtanden:

„Munere tam claro — ditat nos Africa raro."

zu Deutſch:

„Alſo herrliche Gaben — Wir ſelten von Afrika haben."

Sehr bald iſt in Enger der Raub der Gebeine Wittekind's entdeckt worden. Die Stadt hat ſie ſofort als ihr rechtmäßiges Eigenthum reclamirt und eine Klage gegen das Capitel anhängig gemacht. Dieſes triumphirte, und das heilige Herford verweigerte die Herausgabe. Beide Städte lebten über vierhundert Jahre in ſtetem Kampfe um des Sachſenherzogs irdiſche Ueberreſte. Vorzüglich waren es die Nachkommen der Freunde und Waffengefährten

Wittekind's, ſeine ſogenannten Sattelmeier, die nicht nachließen, die Gebeine ihres hochverehrten und geliebten Königs „Weking“ unabläſſig zu fordern und darauf zu beſtehen, daß Sancta Herfordia ſeinen Raub herausgäbe. Ihnen iſt es wohl allein zu danken, daß der Kirche zu Enger endlich ihr altes Recht wieder zuerkannt worden, und ſie Wittekind's Gebeine zurückerhalten hat.

Eine Anzahl Nachkommen jener berühmten Wittekind'ſchen Sattelmeier, auch Geſaljas, Saalgenoſſen, genannt, leben noch in Weſtphalen. Ihre Beſitzungen liegen meiſtentheils bei Enger und Schildeſche, einem Dorfe in der Nähe von Bielefeld. Dieſe Sattelmeier ſind lauter reiche, angeſehene Leute, die nicht wenig ſtolz darauf ſind, daß ihre Vorfahren Wittekind's Freunde und ſtete Gefährten geweſen. Keiner von dieſen Meiern vertauſcht wohl ſeinen alten, ihnen ſo wohlklingenden Namen mit einem der vornehmſten weſtphäliſchen Adelsfamilien. Stolz ſagen ſie: „Ihr Name iſt alt; aber der unſrige iſt noch älter, ſie ſind Grafen und Barone; aber wir ſind die Sattelmeier, König Wittekind's Sattelmeier!“ — Nehmen die weſtphäliſchen Sattelmeier es an Rang mit dem weſtphäliſchen alten Adel auf, ſo

noch mehr mit deſſen Reichthum. Sie waren bereits früher reich und ſind es immer mehr geworden, da im Allgemeinen wohl kein Stand in den letzten Jahren mehr emporgekommen iſt, als der Bauernſtand. Er hat von den theuern Jahren, ja ſelbſt von der Revolutionszeit unendliche Vortheile genoſſen. — Ihr größter Segen aber iſt ihr conſequentes Feſthalten an alten, einfachen Sitten und Gebräuchen; — ihr Stolz iſt: Bauer zu ſein, — nichts Anderes ſein und werden zu wollen! — Dieſer Stolz iſt die ſichre Grundlage ihres ſich immer mehr anhäufenden Reichthums. Ihre Erinnerungen ſind ihnen ein gutes Schild gegen Luxus und Verfeinerung, dieſen Harpyien des Reichthums. Da ſie nun ſtolz darauf ſind, noch den Titel zu tragen, den ihre Ahnen zu des mächtigen Sachſenherzogs Zeiten beſeſſen, wollen ſie auch der Beſchäftigung ihrer Vorfahren treu bleiben, die einſt ebenfalls mit eigener Hand den Boden bebauten, den ihr Herr und König ihnen in ſeinem verliehenen Herzogthume zur Bebauung angewieſen. Schwere, harte Arbeit kommt ihnen nicht als Schande vor, denn ſie gedenken, daß ihre Ahnen, die einſt in ſtarker Hand an Wittekind's Seite das Schwert gegen

Karl den Großen geführt, auch ſpäter, als Frieden im Lande herrſchte, mit dieſer Hand das Feld und den Garten beſtellt haben.

Viele der den Sattelmeiern von Wittekind eingeräumten Vorrechte ſind ihnen bis auf unſere Zeit erhalten, namentlich den ſieben, die in der Gegend von Enger noch anſäſſig ſind. Wittekind hatte die Sattelmeier nicht allein von Abgaben frei gemacht, ſondern auch Ehrenbezeigungen für ſie angeordnet. Zu ſeinen Lebzeiten bildeten ſie ſein Gefolge, und bei ihrem Tode wurden ihnen große Ehren erwieſen. Die Gebräuche bei ihrer Beſtattung ſind es unter andern Vorrechten, welche bis auf die Jetztzeit übergegangen ſind. Drei Tage wird ihre Leiche zu ungewöhnlicher Stunde in der Kirche beläutet. Geiſtliche müſſen ſchon vom Meierhofe aus den Sarg begleiten, hinter dem ein geſatteltes Pferd hergeführt wird. Ehe man den Sarg in die Gruft ſenkt, wird er in die Kirche zu Enger getragen, vor Wittekind's Grabmahl auf dem Kirchenchore niedergeſetzt, als ſolle der todte Sattelmeier von ſeinem geliebten König Weking den letzten Abſchied nehmen. Dieſer Feierlichkeit folgt Gottesdienſt, und erſt nach Beendigung deſſelben erfolgt die Beſtattung auf dem

Kirchhofe. Den Frauen der Sattelmeier wird beim Leichenbegängniß der größte Theil dieſer Ehrenbezeigungen auch erwieſen.

Die Sattelmeier, die Wittekind's Gebeine für die Kirche in Enger zurückgefordert, und durch Geſetzesausſpruch auch endlich ihr Recht erhielten, holten ihres Königs Ueberreſte mit vielem Gepränge und Pomp von Herford ab. Sie geleiteten Alle zu Pferde den Sarg, der nun zum zweiten Male in der Kirche beigeſetzt wurde, die die Veranlaſſung von Wittekind's Anſiedelung im Angergau geweſen.

Das Grabmal Wittekind's befindet ſich auf dem Chore der Kirche zu Enger hinter dem Altare. Es iſt eine von Kaiſer Karl IV. 1377 im Renaiſſanceſtyl errichtete Tomba. Auf derſelben liegt die in Lebensgröße in Stein ausgehauene Geſtalt des Sachſenherzogs. Sein Haupt bedeckt eine Art geſtreifter Mütze, das Haar iſt kurz geſchnitten und das Geſicht ohne Bart. Er iſt mit einem Talar bekleidet, der weite Aermel hat und welcher, wie auch die Mütze, mit Edelſteinen beſetzt zu ſein ſcheint. Seine rechte Hand ruht auf der Bruſt, die linke, welche den Scepter hält, iſt durch das Gewand verhüllt. Die Füße ſind mit Schuhen bedeckt, die

ſehr ſpitz zulaufen, faſt bis zu den Zehen offen geſchlitzt ſind, und weder Abſätze haben, noch mit Bändern befeſtigt ſind. Das Grabmal trägt an der rechten Seite des Würfels die Inſchrift:

„Hoc collegium Dionisianum in Dei Opt. Max. honorem privilegiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII. relicto filio et regni herede Wigeberto.“

An der linken Seite ſtehen die Worte:

„Monumentum Wittekindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis. XII. Saxoniae procerum ducis fortissimi.“

An dem breiten Rande der vorſpringenden Steinplatte, die Wittekind's Geſtalt trägt, ziehen ſich die Worte:

„Ossa viri fortis — Cujus sors nescia mortis — iste locus munit — euge bonus spiritus audit — Omnis mundatur — hunc regem qui veneratur — aegros hic morbis — rex salvat et orbis.“

Letztere Worte beziehen ſich wohl auf den Ruf der Wunderthätigkeit, in dem Wittekind's Grab während vieler Jahrhunderte ſtand.

Der Glaube an Wunder iſt jetzt mehr und mehr in der Seele der Menſchen erloſchen, auch ein das Grab beſuchender Fremder iſt in Enger eine Seltenheit.

Die Bewohner der Gegend ſehen den Grund

des Verlaſſenſeins jener berühmten Grabſtätte in der Länge der Zeit, die darüber hinweggezogen iſt, wo Wittekind im Angergau reſidirte. Ich erhielt wenigſtens zu verſchiedenen Malen, wenn ich in Enger war, von den verſchiedenſten Leuten auf Anfragen nach Wittekind die Antwort: „Dat is all unbännig lange her, dat dä Minſke hätt livet!“ (Das iſt ſchon ſehr lange her, daß der Menſch lebte!) Sagte ich wohl, daß, wenn es auch lange her ſei, man ihn dennoch nicht vergeſſen dürfe, ſo entgegnete man mir treuherzig: Nä, dat wirr woll ſo lange nich ſin, we he nau bebimmelt wird, und bebimmeln thun ſe uſe olle Weking nau alle Jahr!“ (Nein, das wird wohl ſo lange nicht der Fall ſein, als er noch beläutet wird, und beläutet wird unſer alter Wittekind noch jedes Jahr.)

Ich glaube indeſſen, auch ohne das ſogenannte Grabläuten am Dreikönigsfeſte wird Wittekind nicht vergeſſen werden. Die Erinnerung an ihn gehört zu den alten hiſtoriſchen Erinnerungen Weſtphalens, auf die jeder Bewohner des Landes mit ganz beſonderem Stolz zurückblickt. König Weking iſt ein Liebling des Volkes und unzählige Sagen knüpfen ſich an ihn. Auf vielen Bergeshöhen, wo noch alte,

epheuumrankte Wartthürme oder kleine unbedeutende Mauerüberreste stehen, spricht man, es wären die Ruinen ehemaliger Burgen Wittekind's, und wo man im Angerthal alte verwitterte Bäume an Orten mit hübscher Aussicht trifft, heißt es gewiß: „Das war ein Lieblingsplatz König Weking's!"

Der Glöckner von Enger, der einmal im Jahre zu Ehren König Wittekind's den Strang der Glocke, Mittags von zwölf bis ein Uhr, ziehen mußte, schien namentlich an dem Tage, wo es sehr kalt war, stark schneite und arg stürmte, durchaus nicht erbaut von der alten Sitte des Grabläutens zu sein, die sich aus fernen Zeiten bis in die Jetztzeit übertragen und erhalten hat. Er watete wenigstens mit einem sehr verdrießlichen Gesichte durch den engen Hohlweg des Dorfes, wo der Wind den Schnee in hohen Hügeln zusammengeweht hatte. Sein finsteres Gesicht hellte sich auch erst auf, als er den Kirchhof betrat und ihm dort ein junger Mann, der bis dahin wartend an der Thüre des Thurmes gestanden hatte, entgegenkam, nach dem Morgengruß einen Thaler reichte und ihn höflich bat, ihm die Kirche zu öffnen. Mit großer Freundlichkeit erwiderte er: „Ach, Ihr seid es, Heinrich! Guten Morgen! Kaum

hätte ich Euch wiedererkannt, da Ihr unbändig ſtolz und vornehm ausſeht! Nun wie geht es Euch?“

Ein flüchtiges Roth färbte das Antlitz des Angeredeten bei den Worten des Glöckners. Ernſt entgegnete er: „Ich danke, es geht mir gut.“

„Es iſt Euch auch ſtets gut ergangen, Heinrich, nicht wahr? Ihr wart recht lange in der Fremde und Eure armen Eltern hatten rechte Sehnſucht nach Euch. Ihr —“

Nicht war's der Ton der Thurmuhr, die die Mittagsſtunde verkündete, welche den redſeligen Alten unterbrach, ſondern die ernſte Stimme des jungen Mannes ſchnitt die weitern Worte ab. Ein leuchtender Strahl, gleich dem Zucken des Blitzes fiel aus dem lichten klaren Blau ſeines Auges auf den Glöckner und eindringlich fragte er:

„Iſt es nicht Ihre Pflicht, mein Herr, mit dem Glockenſchlage das Geläut über König Wittekind's Grabe zu beginnen?“

„Hm!“ antwortete der Glöckner verdrießlich, „ſo genau kommt's auch nicht drauf an. König Weking wird es mir wohl nicht übel nehmen, wenn ich ein bischen ſpäter bimmele und zuvor mich erkundige, wie es ſeinem alten Sattelmeier geht. Wie geht's

Bayerische Staatsbibliothek München

alſo Eurem — ach, entſchuldigen Sie! — ich muß ja ſagen Ihrem Herrn Vater?"

„Etwas beſſer heute!" rief der junge Mann kurz und trat in das kleine Gotteshaus, das der Glöckner geöffnet. Mit ſchnellem Schritt durcheilte er den Raum der Kirche und ging nach dem Chore hinter dem Altare, wo ſich Wittekind's Grabmal befindet.

Der Glöckner ſchaute dem Forteilenden neugierig nach und erſt als deſſen feſter Schritt mehr und mehr verhallte, begab er ſich nach dem Thurme, um ſein Amt zu vollziehen. Leiſe murmelte er dabei vor ſich hin: „Dä Lüe hebben Recht, he hätt' nix Niederträchtiges mehr am Libe!" (Die Leute haben Recht, er hat nichts Freundliches in ſeinem Benehmen.)

Der junge Mann, der nach alter Sitte am Feſte der heiligen drei Könige zu Wittekind's Grabe gekommen war, aber nicht betend auf den Stufen der Tomba kniete, ſondern dieſe erſtiegen hatte und zur Seite des Grabmals angelehnt ſtand und unverwandt in das Steinantlitz des alten Sachſenherzogs ſchaute — er war einer jener Nachkommen der Freunde und Waffengefährten Wittekind's, die ſich einſt, als der Friede im Lande hergeſtellt war,

im blühenden Angerthale niedergelaſſen hatten, wo auch ihr König und Herr ſich ſeine ſtolze Burg errichtet und den Reſt ſeines Lebens zuzubringen gedachte. Er war der jüngſte und zu der Zeit nur noch einzige Sohn eines der reichſten Sattelmeier in der Gegend von Enger. Nichts in ſeinem Aeußern verrieth den Stand, dem er angehörte und auf den gerade die Sattelmeier ſo ſtolz ſind. Er trug nicht die weſtphäliſche Landes- und Bauerntracht, deren ſich Keiner der reichſten und angeſehenſten Meier ſchämt, auf welche ſie ſogar, da es ihre Nationaltracht iſt, bedeutenden Werth legen. Er repräſentirte in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung den eleganten Städter, — den reichen, vornehmen Mann! — Er war einfach aber mit Sorgfalt und gutem Geſchmack gekleidet, und die eine Hand, die er leicht auf die Tomba geſtützt und die befreit von dem ſtrohgelben Handſchuh war, der ſeine Rechte umſchloß, zeigte nicht allein einen funkelnden Brillantring von hohem Werthe, ſondern auch einen Siegelring von modernſter Form. Fein war die Hand nicht, jedoch von blendender Weiße; ſie war breit und kräftig, wie ſeine ganze muskulöſe Geſtalt kräftig war, die unwillkürlich an das ſtarke Geſchlecht

der alten Hünen mahnte. In ſeinem Anſtande lag etwas Kühnes, Freies, etwas Stolzes und Gebietendes; die ſcharfgeſchnittenen regelmäßigen Züge ſeines Geſichts, das eine bleiche Farbe hatte, zeigten einen ernſten denkenden Ausdruck. Dieſer ernſte faſt ſtrenge Ausdruck in den Zügen des ungefähr vierundzwanzigjährigen Mannes wurde durch den Blick der Augen etwas gemildert, der freundlich, ſanft und gewinnend war und nur in einzelnen Fällen bei heftiger innerer Erregung ein diamantartiges Leuchten oder ein ſchnell auflodernde unheimliches Feuer erhielt.

Als er an Wittekind's Grabmal ſtand, verrieth ſein Auge eine weiche träumeriſche Stimmung; ſein Haar war von hellem Blond und es drängte ſich in ſtarker Fülle und leicht gelockt unter der dunkeln Mütze hervor, die ſeinen Kopf bedeckte; ein ſtarker heller Bart umrahmte den untern Theil ſeines Geſichts.

Da der Charakter des jungen Mannes ganz ſeinem feſten entſchiedenen Aeußern entſprach, konnte jeder Vater wohl mit Stolz auf einen ſolchen Sohn blicken. Auch der ſeinige war in vielfacher Beziehung ſehr ſtolz auf ihn; jedoch in mancher andern

Hinſicht machte dieſer Sohn ihm einen ſo tiefen bittern Kummer, wie ein weſtphäliſcher Sattelmeier wohl nie geglaubt hatte, an ſeinem Kinde erleben zu können.

Heinrich, wie der junge Mann hieß, zeigte nämlich von frühſter Kindheit Hang zu etwas Anderm, als ſeinem Vater recht war. Bei der großen Charakterfeſtigkeit und ſeltenen Entſchiedenheit im Weſen des Knaben konnte der alte Sattelmeier wenig mit ihm anfangen. Dieſer ſein jüngſter Sohn — ſein Liebling und ſein Stolz — war weder zu leiten, noch zu lenken, ſondern verfolgte von Kindheit auf ſeinen eigenen Willen und beugte ſogar den ſonſt eiſenfeſten Willen ſeines Vaters. Mit Bitten und mit Gewalt erreichte er das Ziel, das er erſtrebte. Der Sinn und Geiſt Heinrich's erhob ſich nämlich bereits in zarter Jugend weit über die einfachen Verhältniſſe ſeines Standes und Lebens. Der ihm ſchon angeborene Stolz war bei ihm auf eine andere Bahn gerathen und aus dem Gleiſe getreten, in dem ſich der ſeiner Ahnen bewegt. Ihn ekelte die Beſchäftigung an, die ihnen lieb geweſen. Er wollte nicht Bauer werden, nie Bauer ſein! — Stolz auf die Abſtammung ſeiner Familie, ſtolz auf

ſeinen alten Namen, der ihm beſſer erſchien, als der ſämmtlicher Adligen Weſtphalens, dürſtete er nach anderer Auszeichnung als der, daß der Meierhof ſeines Vaters der ſtattlichſte ſei. Er wollte andern Ruhm erwerben als den, das beſte Vieh im Stalle zu haben, die üppigſten Kornfelder zu beſitzen! — Ihm lag es unabläſſig im Sinne, daß ſeine Vorfahren des mächtigen Sachſenherzogs Freunde und Gefährten geweſen waren; er hatte als Kind nur den einen Wunſch, auch einſt Freund und Genoſſe eines ſo kühnen tapfern Helden zu ſein und an der Seite eines Mannes wie Wittekind zu leben. Zu jener Zeit hatte dem alten Sattelmeier der kühne hochſtrebende Sinn ſeines Knaben Freude gemacht. Lächelnd hatte er ihm auf die Schulter geklopft, wenn Heinrich mit glänzenden Augen vor ihm geſtanden, den Erzählungen gelauſcht hatte, die er ſeinen verſammelten Hausgenoſſen an langen Winterabenden zum Beſten gegeben und in denen ſtets vom mächtigen König Weking und deſſen treuen Sattelmeiern die Rede war, welche ihren Herrn bei den ſpätern Jagdpartien und Streifereien ebenſo unentbehrlich geweſen, wie einſt in den heißen Tagen erbitterten Kampfes gegen die Schaaren des fränki-

ſchen Eroberers. Immer und immer wieder hatte der Meier zu * * dorf ſeinen Knaben Heinrich an Wittekind's Grabmal geführt. Er hatte nicht geahnt, daß er ſelbſt durch dieſe Wallfahrten und Erzählungen Gedanken in deſſen leicht erregbarem Gemüthe wach rief, die auszurotten einſt an Unmöglichkeit grenzen würde. Selbſt da als Heinrich ſeinen Vater bat, ihn auf das Gymnaſium nach Bielefeld zu ſchicken, ahnte der Sattelmeier noch nichts Schlimmes, ſondern freute ſich über die Wißbegierde ſeines Knaben. Erſt ſpäter als Heinrich zum Beſuch in's elterliche Haus kam und nun die alten einfachen Sitten und Gebräuche mit ſcharfen Worten geißelte, hier Etwas angriff, dort Etwas tadelte und der Vater einſah, daß ſeinem verwöhnten anſpruchsvollen Kinde Nichts recht und gut genug war, da beſchlichen Sorgen, Furcht, Angſt und Zweifel das Gemüth des einfachen Sattelmeiers. Kopfſchüttelnd ſaß er an manchem ſtillen Sommerabend unter den alten Linden, die das Strohdach ſeines Hauſes überragten, und fragte ſich, ob er Recht gethan, Heinrich auf's Gymnaſium nach Bielefeld zu ſchicken. Der Refrain ſolcher Betrachtungen war: „Gut iſt ihm die hohe Schule nicht und ein Unterricht beim

Cantor in Schildesche oder Lehrer in Enger wäre ihm besser!" Er machte Versuche, Heinrich dem Gymnasium zu entziehen. Sie scheiterten am festen Widerspruch des Knaben, der weder Etwas vom Cantor in Schildesche, noch vom Lehrer in Enger wissen wollte und kühn behauptete, bereits mehr Kenntnisse als beide Herren zu besitzen. Heinrich bekümmerte sich später noch weniger um das Kopfschütteln seines Vaters, die bedenkliche Miene seiner Mutter und das Entsetzen seiner Geschwister. Ruhig zeigte er ihnen an, die Universität besuchen zu wollen. Mit Gewandtheit und Entschiedenheit wiederlegte er die Gründe seines Vaters, der ihn überhaupt zu sehr liebte, um ihm Bitten zu verweigern. Er ging daher auf die Universität. Binnen drei Jahren besuchte er nicht das elterliche Haus. Als er endlich kam, geschah es nur, um wiederum auf längere Zeit Abschied zu nehmen. Er war gesonnen, fremde Länder zu bereisen. Mit tiefer Betrübniß sahen die Eltern ihren Sohn abermals scheiden. Nur selten erhielten sie Nachrichten aus Italien, wohin er zuerst gegangen und als er sich dann nach Frankreich wandte, hörten sie noch weniger von ihm. Die drei Töchter des Sattelmeiers heiratheten, sein ältester

Sohn ſtarb, Heinrich kam weder zu den Hochzeiten, noch zum Begräbniß, denn er dachte in Paris mit Entſetzen an den ſtattlichen Meierhof im Heimathlande, mit Schrecken an ſeine Verwandten, die einfache Bauern waren. Abermals war Heinrich drei Jahre abweſend. Da ſtarb ſeine Mutter und ſein Vater wurde ſehr krank. Der Sattelmeier ſchrieb ſeinem einzigen Sohne den Wunſch, ihn vor ſeinem Tode wiederzuſehen und Heinrich kam. Es war zu Anfang des Monats November. Hoher Schnee lag auf den Feldern, kahl und entlaubt waren die Bäume. Auf den aus der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs heimkehrenden jungen Mann machte das kalte winterliche Gemälde ſeines Heimathlandes einen trüben melancholiſchen Eindruck. Die weiten Schneeflächen waren ihm entſetzlich, der holperige Weg nach dem väterlichen Meierhofe unleidlich, die elenden Bauerhäuſer, an denen er vorüberkam, ein Gräuel! Er kam erſt wieder in eine andere und beſſere Stimmung, als ihn ſein Vater unter Freudenthränen in die Arme ſchloß, ihn ſegnete, ſeinen Stolz, ſeine Freude nannte und ihm dankte, daß er gekommen war. Das in der Welt verhärtete Herz Heinrich's erweichte die Vaterliebe. Er pflegte während langer

Tage und Nächte den Kranken mit rührender Sorgfalt und großer Ausdauer, so daß seine Schwestern, die abwechselnd nach dem väterlichen Hofe kamen, um den Vater zu pflegen und die Wirthschaft zu beaufsichtigen, stets mit der festen Ueberzeugung fortgingen, daß ihr Vater in keinen bessern Händen sein könne als denen Heinrich's, der unermüdlich war und nichts zur Erleichterung des Kranken versäumte.

Ueber acht Wochen hatte Heinrich unter dem väterlichen Dache zugebracht und noch immer war in dem Zustande des Leidenden keine ernstliche Besserung eingetreten. Er hatte den Meierhof noch nicht weiter verlassen, außer daß er kurze Spaziergänge in dessen nächster Umgebung gemacht. Freunde hatte er nicht die Pflicht und den Drang aufzusuchen, da er in der Gegend keine besaß, und die ehemaligen Bekannten aus den Kinderjahren waren ihm fremd geworden. Von den Freunden und Bekannten seines Vaters, die nach dessen Hofe kamen, um nach seinem Befinden zu fragen, hatte Heinrich sich fern gehalten. Sie waren ihm beim ersten Zusammentreffen entweder scheu und verlegen, oder derb und verletzend begegnet und Beides war ihm gleich

unangenehm gewesen. Je weniger nun aber Heinrich mit den Bekannten seines Vaters gesprochen, desto mehr hatten sie von ihm geredet. Auf mehrere Meilen in der Runde war er seit seiner Rückkehr aus Paris der Gesprächsgegenstand gewesen. Nicht allein auf den Höfen der Sattelmeier und in den Kotten (Häuser, die in größerer oder geringerer Anzahl zu den Meierhöfen gehören und die von den armen Heuerlingen oder Köttern bewohnt werden), sondern auf allen übrigen Bauernhöfen und in den Kotten der Gegend, in den Dörfern Schildesche und Enger, sowie den andern umliegenden Ortschaften, hatte der von Paris heimgekommene Sohn des Meier zu * * dorf unerschöpflichen Stoff zum Reden geboten und hundert Dinge wußte man sich trotz seinem stillen zurückgezogenen Leben von und über ihn zu erzählen. Heinrich ahnte das wohl, doch es kümmerte ihn wenig. Das Gerede der Leute hatte nie Einfluß auf ihn ausgeübt. Er ging den Menschen aus dem Wege, wurde daher selten von ihnen belästigt.

Am sechsten Januar, am Tage des Dreikönigfestes, trieb es Heinrich nach Enger. Sein Vater befand sich seit einigen Tagen etwas besser und er

konnte ihn ſchon einige Stunden ohne Beſorgniß, daß ihm Schlimmes zuſtieße, verlaſſen. Heinrich wollte in Enger eine ihm unvergeßliche Stätte aufſuchen, die, wie er wohl wußte, bedeutenden Einfluß auf ſein Leben ausgeübt; er wollte, wie ſo manches Mal in ſeiner Kindheit es der Fall geweſen war, während des Grabläutens Wittekind's an der Tomba auf dem Kirchenchore ſtehen und dem Klang der Glocke lauſchen.

Trotz der argen Kälte, trotz dem böſen Schneewetter fuhr Heinrich nach Enger. Gegen Mittag kam er da an, ließ ſeinen Wagen im Gaſthofe und begab ſich zur Kirche.

Durch die Kette alter Erinnerungen, die beim Anblick von Wittekind's Grabmal ſich um ſeinen Geiſt wob, zogen ſich bald mit leiſen Fäden neue, die dem Bereich der jüngſten Vergangenheit und nicht mehr ſeiner Knabenzeit angehörten. Die kleine Kirche zu Enger verwandelte ſich vor dem Auge des jungen Mannes in Italiens ſchöne ſonnige Gefilde. Er hörte nicht den Sturm, der mit brauſenden Tönen das alte Gotteshaus umzog; er hörte nicht das Trauergeläut, das über dem Grabe Wittekind's da-

hinſchallte, ſondern er vernahm im Geiſt das leiſe Plätſchern der durch einförmigen Ruderſchlag ſanft bewegten Wellen des Golfes von Neapel. Ueber die ſteinerne Tomba des alten Sachſenherzogs glitten im bunten Zuge Bilder des heitern Lebens. Ein Bild, das beſonders ſchön war, tauchte immer wieder mit leuchtendem Glanze aus den leichten Nebelſchleiern hervor, mit denen der Lauf der Zeit die Eindrücke der Vergangenheit umwoben hatte. Aus dunkler bedeckter Gondel ſchaute ein Kopf hervor, der, wie Heinrich damals gedacht, der Tagesgöttin angehören müßte. Ihm war es erſchienen, als würfen die blendenden Farben des Geſichts ſelbſt einen warmen Schimmer der Röthe auf das bleiche verfallene Antlitz neben ihm, welches mit ſeinem todesähnlichen Ausdruck ſo furchtbar gegen das heitre, warme, lebensvolle Bild contraſtirte. Nur einen Moment hatte Heinrich zu jener Zeit den tiefen Schatten bei dem ihn entzückenden Gemälde des Lichtes und Glanzes geſehen, dann ſich ganz dem Eindruck des wunderbar ſtrahlenden Auges hingegeben, das ihn ſo heiß und glühend getroffen. Auch jetzt ſah er nur die Gluth dieſes Auges, das ſüße Lächeln jenes reizenden Mundes. — Ein lauterer

Glockenton erſchallte. — Erſchreckt fuhr Heinrich empor, verwundert ſchaute er ſich um und tief aufſeufzend ſenkte er den Blick auf das kalte unbewegliche Antlitz des Sachſenherzogs, dann glitt ſein Auge auf den hochemporragenden Scepter in Wittekind's Hand.

Der Scepter ſchien ein Zauberſtab zu ſein — oder waren es die Edelſteine am Talar, die ein glänzendes Bild aus einem Salon in Frankreichs Reſidenz heraufbeſchworen? — Wer kann es ſagen? — Wer erklärt die wunderbare Ideenaſſociation in einzelnen Stunden, Minuten und Sekunden unſeres Lebens, wo die Seele weder Raum noch Zeit kennend ſich in Lagen und Verhältniſſe zurückverſetzt, zu der die Gegenwart nicht den mindeſten Anſtoß liefert, ſondern auf das Schärfſte contraſtirt? — Der Glockenklang in Enger läutete abermals alte Erinnerungen ein, die Wittekind's Steinbild plötzlich in Heinrich's Seele wach gerufen und wiederum war er den Jahren früher Jugend entrückt, an die dieſe Stätte ihn mahnte. Statt des Sturmesbrauſen, ſtatt des Trauergeläutes hörte er plötzlich fröhliche Melodien; das alte Kirchenchor wurde nun zum feſtlich erleuchteten Salon und nicht mehr ſah er

Wittekind auf der Tomba liegen, ſondern auf ſeidener Ottomane, in ruhender anmuthiger Stellung, ein junges verführeriſches Weib, umſtrahlt vom ſüßeſten Reiz der Jugend und Schönheit, umſtrahlt vom funkelnden Glanz der herrlichſten Diamanten. Wohl ſtrahlten die Steine; doch wie verſchwand ihr leuchtender Schein vor dem hellen Strahl der Freude, der dies holde Antlitz einſt beim plötzlichen Anblick Heinrich's überflogen! Heinrich lächelte in ſeligem Glück bei dieſer Erinnerung; er erbebte vor Wonne bei dem Gedanken an den Druck der kleinen weichen Hand, die die ſchöne Frau ihm abermals zum Willkommen in Paris gereicht! — Immer tiefer ſenkte ſich bei dieſen Erinnerungen und der Reihe glücklicher ſeliger Stunden, die ſich an dies Wiederſehen knüpften, Heinrich's Haupt auf die Bruſt. Ein wunderbar ſchöner Ausdruck von Weichheit lag in den ernſten Zügen ſeines Geſichts und — ein ſtrahlenderes Auge hatte vielleicht nie auf der Tomba Wittekind's geruht, als das des jungen Mannes in den Minuten, wo ſein Geiſt den Himmel eines entſchwundenen Glücks durchflog.

Jedes Glück iſt flüchtig! — Auch das Hein-

rich's entſchwand vor dem lauten ſchweren Schritt eines andern Wallfahrers zu des Sachſenherzogs Grabe. Entriſſen war er der ihn beſeligenden Träumerei — zerronnen war die ſchöne Viſion — ärgerlich über die Störung wandte er ſich um.

Zweites Kapitel.

Ein Bauernmädchen in großen Holzschuhen näherte sich mit langsamen Schritten und gesenktem Blicke dem Grabe Wittekind's. Sie blickte empor bei dem leisen Rauschen von Heinrich's Mantel und offenbar war sie überrascht, an dieser einsamen Stätte Jemand zu finden. Sie machte noch einen Schritt vorwärts, stand plötzlich wie durch Zauber gebannt still, starrte sprachlos einige Secunden den jungen Mann an und lächelte dann heiter. Indem ein glänzendes Erröthen ihr Antlitz überflog, reichte sie Heinrich die Hand und rief mit einer vor Freude bebenden Stimme: „O Heinrich, Ihr! Wie freut es mich, Euch hier zu finden. Willkommen in Westphalen! Willkommen in der Heimath!"

Das Antlitz des jungen Mannes zeigte nicht die geringste Bewegung. Ruhig, kalt, aber ernst

und forſchend, ſah er das Mädchen an. Langſam, gleichſam widerſtrebend, reichte er ihr die Hand und mit einem eiſigen Tone, der ſeltſam gegen die warme herzliche Sprache der ihn ſo freudig Bewillkommnenden contraſtirte, ſagte er mit der größten Ruhe: „Du biſt wohl Ilſe, Kötter Fahrenkamp's Tochter?“

Das Mädchen erbleichte zur Farbe des Todes. Sie ergriff nicht die dargebotene Hand, ſondern haſtig zog ſie die ihrige zurück und ſcheu und verlegen entgegnete ſie leiſe: „Ja, Herr, ich bin Fahrenkamp's Anna — Marie Ilſebein.“ Dann erhob ſie ihr großes tiefblaues Auge, das ſie ſchüchtern geſenkt hatte, noch einmal empor zum Antlitz des jungen Mannes, ſagte gefaßter: „Verzeihen Sie, daß ich ſtörte!“ und raſch wandte ſie ſich vom Grabmal hinweg.

Ein dunkles Gefühl ſagte Heinrich, daß er das Mädchen beleidigt. Er hatte ſie früher gekannt; ſie war die Tochter eines Kötters ſeines Vaters, deſſen Häuschen in nächſter Nähe des Meierhofes lag und oft hatte er mit Ilſe geſpielt, ſie ſogar mitunter unterrichtet. Es fiel ihm plötzlich ein, wie auch die Wohlthaten, die er den Eltern des Mädchens erzeigt

und wofür man ihm so dankbar gewesen war. Die Kälte, mit der er ihren freundlichen Gruß aufgenommen, that ihm leid. Er hatte nicht beabsichtigt, ihr so weh zu thun wie er sah, daß er ihr gethan hatte, und um es wieder gut zu machen, rief er ihr freundlich nach: „Ilse, weshalb läufst Du so rasch fort? Mich störst Du nicht! Du hast ja dasselbe Recht, an König Wittekind's Grabe zu sein wie ich! Bleibe doch hier.“

Ilse stand still. Heinrich näherte sich ihr und setzte hinzu: „Du bist doch gewiß nach Enger gekommen, um nach alter guter Sitte hier an Wittekind's Ruhestätte Dein Gebet zu halten. Thue es immerhin, Ilse. Es würde mir leid thun, Dich vertrieben zu haben. Ich werde Dich nicht stören.“

Gesenkten Hauptes näherte sich Ilse abermals der Tomba. Sie zitterte heftig und es schien Heinrich, als dränge sie gewaltsam Thränen zurück. Er wollte das Mädchen beruhigen, doch unterließ er jedes fernere Wort, als er sah, daß sie auf die untere Stufe des Grabmals hinkniete und die Hände faltete. — Heinrich blieb wenige Schritte von ihr zu Füßen der Tomba stehen und mit Interesse ruhte sein Auge auf der Knieenden. Deutlich bemerkte er,

daß die Aufregung, die während einiger Minuten ihr Inneres durchzittert hatte, ſich während ihres Gebetes legte. Der Ausdruck der Züge wurde ein ruhiger, ſanfter, friedlicher, wie ihr liebliches Geſicht ihn gewöhnlich zeigte, und ihr ſtilles Antlitz veränderte auch nicht mehr, wie vorhin, von Sekunde zu Sekunde die Farbe, ſondern blieb blaß, wie es meiſtentheils war.

Ilſe Fahrenkamp war eins jener auffallend ſchönen Mädchen, wie ſie unter den Landbewohnern Weſtphalens in der Gegend ſo häufig angetroffen werden. Man ſtößt dort vielfach auf die lieblichſten anmuthigſten Geſichter, auf die reinſte claſſiſche Schönheit. Die edeln, oft ſo wunderbar feingeſchnittenen Züge könnten Bildhauern, die nach dem Ideal der Schönheit ſuchen, zu den herrlichſten Modellen dienen.

Verrichten dieſe Mädchen Land- und Feldarbeiten, verliert ſich größtentheils die Zartheit und Feinheit ihres Teints; doch oft trotzt er auch dem Brande der Sonne, der Schärfe der Luft. Bleiben die jungen Mädchen aber, wie ſo viele Hunderte thun, beim Spinnrade und Webeſtuhl, ſo behalten ſie jenen Vorzug ungeſchmälert, welchen man

ſonſt nur den Frauen aus höhern Ständen verliehen glaubt. Ilſe war die Tochter eines armen Heuerlings uud am Spinnrade aufgewachſen, wie die meiſten Kinder der armen weſtphäliſchen Landleute. Seitdem ſie erwachſen, war ſie zum Webeſtuhle übergegangen und daran gebannt geblieben ſeit einer Reihe von ſechs Jahren. Sie zählte jetzt einundzwanzig Jahre und ihre Schönheit hatte ſich zu der vollſten Reife geſtaltet, die ſie unter den ärmlichen, traurigen Verhältniſſen ihres Lebens anzunehmen im Stande war. Das blühende Roth der Geſundheit deckte nicht ihre Wangen, ſondern ihre Geſichtsfarbe war zart und bleich. Wie ſollte ſich die Farbe der Geſundheit auch bei dieſen unglücklichen Geſchöpfen erhalten können, die Jahr aus, Jahr ein, vom grauenden Morgen bis zum ſpäten Abend, emſig arbeitend am Spinnrade und Webeſtuhl ſitzen und ſelten die enge niedrige Stube in kleiner Bauernhütte verlaſſen, worin die ganze Familie beiſammen lebt und wohnt.

In Ilſe's traurige, kummervolle Kindheit und Jugend hatte Heinrich manchen lichten Sonnenſtrahl geworfen. Er hatte das kleine niedliche Kind, das Ilſe früher war, gern gehabt und als ihre Eltern

zu verſchiedenen Zeiten ſchwer krank waren, ihr Geld und Eſſen gebracht, damit ſie keinen Mangel litten. Hartherzigkeit war weder dem Sattelmeier noch ſeiner Frau eigen und darum erfüllten ſie ſtets die Bitten ihres Knaben, wenn er ſie um Unterſtützung für die armen Heuerlinge anging, in deren Kotten er nicht ſelten als helfender Engel erſchien.

Auch für Ilſe's Eltern war Heinrich ein Segen und das Mädchen wuchs mit Dankbarkeit im Herzen gegen ihn auf. Seit ſechs Jahren hatte ſie ihren einſtmaligen Wohlthäter nicht geſehen, ihn aber trotzdem nicht vergeſſen. Gehört hatte ſie jedoch zu verſchiedenen Zeiten von ihm und mit Betrübniß erfahren, daß ſein Herz ſich ganz dem Vaterhauſe entfremdet. Ihre verſtorbene Mutter, die einſtmals Magd beim Sattelmeier geweſen, hatte oft geſagt: „Man hat dem Jungen zu viel vom alten König Weking vorgeredet und die Freundſchaft, die der für die Vorfahren des Sattelmeiers gehabt, hat ihm den Kopf verdreht.“

Ilſe entſann ſich, wie oft Heinrich ihr ſelbſt von des mächtigen Sachſenkönigs Liebe zu ſeinen Genoſſen erzählt und wie ſtolz er darauf geweſen, von dieſen Wittekind'ſchen Geſaljos abzuſtammen. Sie

warf einen leichten Groll auf den alten König, der, wie ſie wähnte, Heinrich hochmüthig gemacht und den einfachen Verhältniſſen ſeines Leben entfremdet. Späterhin war ihr aber eingefallen, daß ein Gebet an Wittekind's Grabe einſt Wunder bewirkt, und in frommer Einfalt hatte ſie gedacht „warum kann es nicht auch jetzt noch wunderthätige Wirkung haben?“ Obgleich ſie zu der Zeit viel entfernter als ſonſt von Wittekind's Grabe wohnte, ging ſie doch, als der Gedanke in ihrer Seele aufgeſtiegen war, nach Enger zur Kirche und betete an des mächtigen Sachſenherzogs Grabe. Nach langen langen Jahren war ſie nun endlich einmal wieder als eine Wallfahrerin an jener verödeten Stätte erſchienen, und inbrünſtig hatte Ilſe den alten Wittekind angefleht: „den Sohn des Sattelmeiers Paris zu entreißen und in die Heimath ſeiner Väter zurückzuführen.“

Eine wunderbare Ruhe hatte ſich ſeit jenem Gebete in des Mädchens Seele geſenkt und feſt hielt ſie ſich überzeugt, König Wittekind würde den einen Abtrünnigen der ſeit langem Jahrhundert ſo getreuen Schaar in den kleinen Kreis der noch lebenden Sattelmeier zurückführen. Wie jubelte Ilſe, als ſie nach einigen Monaten hörte, daß Heinrich heimge-

kommen ſei! — Sie nahm ſich feſt vor, nun am nächſten Feſte der heiligen drei Könige zu Wittekind's Grabmal zu wallfahrten, und während die Glocke ihn zu Grabe läutete, dankend an der Tomba zu knieen.

Ilſe führte ihren Entſchluß aus; ſie kam nach Enger. Ihre Begegnung mit Heinrich hätte beinah die Ausführung ihres Planes vereitelt; doch als er ſie ſelbſt zum Gebete aufforderte, zögerte ſie nicht, es zu verrichten. Lange, anhaltend und brünſtig war das Gebet des jungen Mädchens. Aus der Tiefe ihres Herzens kam der Dank, den Sohn des altſächſiſchen Sattelmeiers in's Angerthal zurückgeführt zu haben; aus der Tiefe ihres Herzens ſtieg die Bitte zu Gottes Thron, daß er an die Heimath gefeſſelt bleiben — und nicht abfallen möchte von dem Bunde, der ſich durch ſo lange Jahrhunderte in ungetrübter Reinheit, ſchlichter Einfachheit und unwandelbarer Treue erhalten hat und der Stolz der alten Weſtphalen jener Gegend iſt.

Während Ilſe betete und vergaß, daß Heinrich neben ihr ſtand, beobachtete er ſie unausgeſetzt; ſie trug die einfache Landestracht Weſtphalens, die in dem Bielefelder Kreiſe Gebrauch iſt, aber wenig

Hübſches hat. Bei Ilſe ſah die einfache Tracht noch weniger gut aus, da ſie ſehr ärmlich gekleidet war. Der Schönheit des Mädchens that ſie indeſſen keinen Eintrag, denn ſie konnte durch Nichts verdunkelt werden; die edlen Linien ihres Geſichts, deſſen reizende Form, der klare lichte Ausdruck der Züge, die volle Rundung ihrer feinen ſchlanken Glieder, ihre hübſchen Hände — es blieb ihr Alles, trotzdem ein einfaches gedrucktes Leinenkleid, — das über dem Saume am Rande des Rockes nur ein Band zierte, — ihre Geſtalt umhüllte. Die große lange Schürze, der breite Halsſtrich, die ſchweren Holzſchuhe — Nichts entſtellte ſie! — Aus der breiten weißen Halskrauſe ſchaute ein zu hübſches liebliches Köpfchen hervor und dieſes mit reichem, goldbraunem Haar geſchmückte Köpfchen umſchloß die ſchwarze Schneppe auf der Stirn, und das niedliche Käppchen mit den lang herabfallenden Bändern über Schultern und Nacken, welches Mützchen jedenfalls das Beſte und Kleidſamſte jener Landestracht iſt.

Heinrich fand denn Ilſe auch trotz ihrer ärmlichen Kleidung ſchön. — Während ſie ſtill betete, dachte er der Zeiten, wo ſie mitſammen geſpielt und

er ſie öfter belehrt hatte. Es intereſſirte ihn, zu erfahren, wie es ihr ſeit der langen Trennung ergangen war. Als ſie ſich daher erhob und zum Weggehn anſchickte, legte er leicht ſeine Hand auf ihre Schulter und ſagte lächelnd: „Nein, Ilſe, das darf nicht ſein! Ich laſſe Dich nicht fort, bevor Du mir nicht erzählt haſt wie es Dir ergangen iſt und noch ergeht.“

Das Mädchen erbebte im tiefſten Innern der Seele. Wollte ſie wahr ſein, konnte ſie nur Gemälde von Leid, Sorge, Kummer vor ihm aufrollen und ſie mochte nicht klagen, da ſie wußte, er würde ihr dann Hilfe anbieten, denn ſie hielt ſein Herz, trotz der vorhin gemachten Erfahrung, für gut und weich. Mit freundlichem Lächeln entgegnete ſie daher: „Mir geht es ja jetzt, dem Himmel ſei Dank, ganz gut; doch ſagen Sie mir, wie es Ihrem Vater geht und auch — wenn Sie ſo gut ſein wollen — wie Sie ſich befinden, Sie ſehen recht ſchlecht und erbärmlich (d. h. krank und elend) aus!“

Heinrich lächelte leicht über des Mädchens Offenheit. Ruhig ſprach er: „Ich bin alt geworden, Ilſe. Es vergingen ſechs Jahre, ſeitdem wir uns

nicht ſahen, und in ſo langer Zeit kann man ſich ſchon verändern. Uebrigens bin ich ganz geſund.“

Das Mädchen blickte ihn prüfend an. Tiefes Roth deckte ihr Antlitz als ſie das Auge ſenkte und leiſe ſagte: „Ihr ſeid ſo ſehr blaß!“

„Ich ſchlief wenig während der letzten Wochen. Mein Vater war ſehr krank.“

„Das hörte ich, doch wie geht es ihm jetzt?“

„Etwas beſſer, Ilſe.“

„Gott ſei gelobt!“ rief ſie freudig und ernſt ſetzte ſie hinzu: „Möge er zur Freude ſeiner Kinder und zum Segen ſeiner Kötter noch recht lange leben!“

„Wir wollen es hoffen,“ erwiderte Heinrich ernſt.

Beide ſchwiegen eine Zeit lang. Nach der Pauſe fragte Ilſe leiſe: „Ihr — o verzeiht!“ fügte ſie haſtig hinzu, „ich wollte ſagen, ſind Sie heute hierher gekommen, um Gott zu danken für die Beſſerung Ihres Vaters?“

Dunkles Roth überflog das bleiche Antlitz des jungen Mannes bei des Mädchens Frage und dem ernſten Blick ihrer großen klaren Augen; dann umſpielte ein ſeltſames Lächeln ſeinen Mund. Ilſe fühlte ſich durch den Ausdruck ſeines Geſichts be-

ängſtigt. Sie ſeufzte tief über ſein Schweigen und erbleichte ſichtlich, als er nach einer Weile lebhaft ſagte: „Ich kann offen gegen Dich ſein und ſo will ich Dir unumwunden geſtehen, daß ich nicht um zu bitten und zu beten hierher gekommen und kein gläubiger Wallfahrer bin! — Ich beſuchte dieſe Stätte aus andern Gründen.“

Ilſe erwiderte anfangs keine Silbe auf die im leichtfertigen Tone geſprochenen Worte Heinrich's. Nach langer Pauſe ſprach ſie ernſt: „Ihre Mutter fürchtete es ſtets, daß Sie draußen in der Fremde das Beten verlernen würden, ſowie Sie dort Eltern und Heimath vergeſſen hatten.“

Der junge Mann hörte dieſe Worte; doch ſie machten keinen Eindruck auf ihn. Sein Geſicht war wieder bleich, ſeine Miene unbeweglich und kalt der Ausdruck ſeines Auges. Mit einigem Erſtaunen blickte er Ilſe an als ſie vertrauend ſprach.

„O, es wird ſchon wieder anders werden!“

„Was ſoll anders werden?“ fragte er ernſt.

„Sie!“ erwiderte ſie ruhig.

Heinrich lächelte ironiſch; dann ſah er das Mädchen mitleidig an und zuckte leicht die Achſeln. Ilſens Geſicht bedeckte tiefe glühende Röthe. Es zeigte

plötzlich einen Ausdruck ſo lebhafter Erregung, wie man dieſes ruhige ſanfte Antlitz nie fähig gehalten, verrathen zu können. Ihre heftige innere Aufregung machte ſich auch im vibrirenden Klange ihrer Stimme bemerklich als ſie haſtig rief: „Gewiß werden Sie anders und wieder beſſer werden, wenn Sie in der Heimath bleiben und nicht mehr mit den leichtſinnigen Franzoſen umgehen! Bleiben Sie aber in Weſtphalen, ſo werden Sie ſchon öfter hier den alten Wittekind beſuchen und da wird Ihnen doch an dieſer Stätte einfallen, welch ungläubiger ſtarrer Heide er einſt geweſen, welch frommer eifriger Chriſt er geworden iſt! Denken Sie daran, ſo wird nach und nach der Unglaube aus Ihrem Herzen ſchwinden wie er aus ſeinem Herzen geſchwunden; Gottesfurcht in Ihrer Bruſt einziehen wie ſie bei ihm eingezogen iſt; und gleich ihm, Heinrich, werden Sie ein frommer Jünger unſeres Herrn und Erlöſers werden!“

Das Lächeln erſtarb bei des Mädchens lebhafter Rede auf Heinrich's Lippen. Ernſt, aber ruhig und kalt, ſah er Ilſe an als ſie in tiefer Bewegung inne hielt und nichts in ſeiner Miene verrieth, ob ihr Wort Eingang in ſeine Seele gefunden. Er ent-

gegnete keine Silbe. Feſt einander anblickend ſtanden ſich Beide ſchweigend an der Tomba gegenüber; noch läutete die Glocke, plötzlich ſchwieg auch ſie und ſtiller wurde es im kleinen Gotteshauſe. — Ilſe und Heinrich ſtanden noch eine Weile, dem letzten Tone lauſchend, der leiſe über Wittekind's Grabe verhallte, dann richtete er ſich empor, rief raſch: „Lebe wohl, Ilſe!“ und enteilte mit ſchnellen Schritten der Kirche.

Wehmüthig blickte Ilſe dem Enteilenden nach; dann warf ſie ſich noch einmal auf die Knie und ihre brennende Stirne kühlte der kalte Grabſtein. Thränen entſtrömten ihren Augen, laut ſchluchzte ſie einige Sekunden; dann ermannte ſie ſich — barg einen Augenblick das Antlitz in ihrer Schürze und als ſie von Neuem aufſah, war der heftige Schmerzesausbruch vorüber. Tiefes Weh lag noch in den feinen Zügen; doch auch dieſes ſchwand als ſie langſam am Altare vorüberſchritt und den letzten Abſchiedsgruß auf Wittekind's Steinbild geworfen hatte. Gefaßt und ruhig trat ſie aus der Kirche. Trübe glitt ihr Blick über die hohen Schneewellen, die alle Gräber verdeckten und ſinnend ſchaute ſie in die dichten fallenden Flocken, welche leicht und

leis auf die ſchaumigen Maſſen niederfielen, welche ſich langſam immer höher aufthürmten. Ein ſcharfer Wind kam ihr entgegen. Er reizte ſie zum Huſten und laut und ſchrecklich klang dieſer Huſten.

„Gut, daß ich Dich noch hier finde!“ ſagte plötzlich eine Stimme.

Ilſe wandte ſich um, Heinrich ſtand ganz in ihrer Nähe. Ruhig ſetzte er hinzu: „Ich will Dich mit mir nehmen, da brauchſt Du den Weg nicht zu Fuße zu machen.“

„O, ich danke!“ flüſterte ſie verlegen.

„Komm, komm!“ rief er ſchnell, „das Wetter iſt entſetzlich geworden.“ Er ergriff ihre Hand, zog ſie mit ſich fort und bald ſtanden ſie am Ende des Kirchhofes, wo der Wagen ſeiner wartete. Sie entzog ihm ihre Hand und ſprach noch verlegener:

„Nein, das kann ich nicht, — ich will lieber gehn, ich ſtöre Sie! — ich danke, lebt wohl!“

„Dummes Zeug, Ilſe! Steig ein, ich fahre nicht ohne Dich!“ antwortete er raſch.

„Was werden die Leute ſagen!“ rief ſie angſtvoll.

Er lachte und rief heiter: „Nun laß ſie ſagen, Kötter Fahrenkamp's Tochter iſt im Wagen des

Meier zu **dorf gefahren, das ist ja wahr und wird Dir nicht schaden!"

Ilse stieg in den Wagen unter tiefem Erröthen, erröthete noch mehr als Heinrich sie in seinen Pelzmantel hüllte und ihre Füße mit einer Decke versah. Sie war keines Wortes mächtig. Gleich den vor ihren Augen sich im bunten Wirbel drehenden Schneeflocken durchkreuzten im bunten Durcheinander tausend verschiedenartige Gefühle ihre Brust und wunderbare Gedanken durchjagten im tollen Wirbel ihr Gehirn. Gerade und aufrecht, ohne sich zu regen und zu rühren, saß Ilse wie eine aus Stein gehauene Statue da, und wie im Traume rollte sie rasch an bekannten Gegenständen vorüber.

Heinrich lag in der Ecke des Wagens. Er rauchte eine Cigarre und träumerisch blickte auch er in die dicht verhüllte Welt — vielleicht auch gedankenvoll in die dicht verhüllte Zukunft. — Schweigend mochten Beide wohl eine halbe Stunde nebeneinander gesessen haben als Heinrich ausrief: „Nun, Ilse, wirst Du gleich zu Hause sein!"

Ilse wandte sich zu ihm. Aus der tiefen Umhüllung des dicken, emporgezogenen Pelzkragens schaute

ihr liebliches Antlitz mit den großen, ihn verwundert anblickenden Auge hervor.

„Ist's nicht so?" setzte er, sich aufrichtend, hinzu und blickte schärfer auf eine kleine Bauernhütte in einiger Entfernung, welche hohe Pappeln und schlanke Birkenstämme überragten. „Gewiß ist das Euer Kotten, Ilse. Ich kenne ihn noch."

„Ich wohne da nicht mehr!" entgegnete sie leise.

„Wie? — Warum nicht?"

„Mein Vater lebt nicht mehr; meine Mutter ist auch todt. Sie starben vor fünf Jahren."

Heinrich schwieg. Er sah das Mädchen mitleidig an, das kräftig mit den Thränen rang und sie zurückdrängte. „Wo wohnst Du jetzt, Ilse?" fragte er nach einer Weile.

„Bei Schildesche, im Kotten meines Onkels."

„Er hat Dich angenommen? — Wo sind Deine Geschwister?"

„Meine Brüder sind Knechte, die Schwester dient in Bielefeld, und ich bin Weberin geworden. Meine Tante hatte einen Webstuhl und mehrere Jahre webte ich Leinen. Vor einiger Zeit lernte ich aber das Sammetweben!" setzte sie stolz hinzu.

„Wie geht es Dir denn ſonſt bei Deinen Verwandten? Haſt Du es da gut?“

„O — ganz gut!“ ſprach ſie zögernd und erröthend.

„Ilſe, ich glaube es nicht! Früher war Dein Onkel ein böſer Menſch und Deine Tante auch keine ſanfte Frau. Ich kannte Beide. — Er diente bei meinem Vater als ich noch Kind und war damals mit der Schweſter Deiner Mutter verlobt, die bei Euch im Kotten wohnte und immer wie eine alte Hexe hinter dem Webeſtuhl ſaß. Ich weiß noch, daß ſie Dich einmal ſchlug, weil Du nicht gut geſponnen hatteſt.“

„Das that ſie oft!“ entgegnete Ilſe mit Ruhe.

„Behandelt ſie Dich jetzt auch ſchlecht?“ fragte er lebhaft.

„Ach nein, denn ſie weiß, wenn ſie es thäte, würde ich ſie verlaſſen.“

„Das ſollteſt Du lieber thun, Ilſe; ich glaube, Du hätteſt es bei fremden Leuten beſſer.“

Das Mädchen entgegnete nach einer Weile ernſt: „Ich kann nicht, es wäre zu undankbar! Sie nahmen uns Kinder an als unſere Eltern ſtarben, ſorgten für uns, und jetzt, wo wir ihnen das Gute

vergelten können, müſſen wir es thun. Er iſt alt, ſehr kränklich, und kann nicht mehr viel verdienen.“

„Thun denn Deine Geſchwiſter Etwas für ſie?“ ſprach er ruhig.

Ilſe ſchwieg.

„Du allein opferſt Dich auf?“ fragte er dringender. „Sag' es mir doch offen, Ilſe,“ fuhr er freundlich fort. „Nicht wahr, Du mußt hauptſächlich die Familie ernähren?“

„O nein! Meine Tante ſpinnt viel, auch die Kinder verdienen ſchon Etwas.“

„Wie viel Kinder hat Deine Tante?“

„Sieben.“

„Gott im Himmel!“ rief er entſetzt, „doch,“ fügte er langſam hinzu, „wie kann mich das wundern, da ich ja von früher her weiß, daß es ſelten arme Heuerlinge giebt, die nicht ein Dutzend Kinder haben.“

Ilſe lachte; wurde aber wieder ernſt als ſie an der Thüre ihres ehemaligen Hauſes vorüberfuhren. Eine Anzahl kleiner Kinder in ärmlicher Kleidung ſpielten vor dem Hauſe. Sie formten unter lautem Jubel einen Schneemann.

Heinrich betrachtete die kleine luſtige Schaar mit

düſtern Blicken. Dieſe hellten ſich etwas auf als ſie an einem Teiche vorüberfuhren, an deſſen Rande einige alte Weiden ſtanden. Lächelnd ſagte er: „Das war Dein Lieblingsplatz, Ilſe. Weißt Du es noch?“

„Ganz genau!“ rief ſie ſchnell und ſinnend ruhte ihr Auge auf den verwitterten Bäumen und der zugefrorenen Fläche des Waſſers.

„Dort fand ich Dich meiſtentheils des Abends, wenn Du Deinen Flachs abgeſponnen hatteſt; auch die Sonntag Nachmittage brachteſt Du an jenem Platze zu.“

„Da gaben Sie mir auch Unterricht, ließen mich leſen und lehrten mich das Hochdeutſche beſſer ausſprechen.“

„Kannſt Du es deshalb vielleicht jetzt ſo gut reden?“ fragte er lächelnd.

„Rede ich es gut?“ rief ſie erfreut, und dankbar blickte ſie ihn an als er „Sehr gut!“ erwiderte. Nach längerer Pauſe ſprach ſie leiſe. „Sie machten mir auch eines Tages zur Belohnung, als ich beſonders gut gelernt hatte, Schiffchen von Papier und ich ließ ſie auf dem Teiche ſchwimmen.“

„Ja, ja, ich weiß das, Ilſe; doch noch größere

Freude machten Dir die beiden Enten, die ich Dir einmal mitbrachte.“

„Sie waren ſo ſchön und ſo zahm,“ entgegnete ſie gedankenvoll und ſetzte ernſt hinzu: „Sie ſind lange todt; aber eins jener Schiffchen habe ich noch. Ich bewahre es treu als Erinnerung an die glücklichen Kinderjahre.“

Ein tiefes Weh erfüllte Heinrich's Seele bei dieſen Worten. Er kannte des Mädchens troſtloſe Kindheit und dieſe Zeit nannte ſie eine glückliche! — „Wie mag ihr Leben alſo jetzt ſein?“ fragte er ſich voll Trauer. Er war nicht im Stande, ein Wort zu entgegnen. Auch Ilſe ſchwieg und wortlos legten Beide die letzte kurze Strecke Weges bis zum Hofe des Sattelmeiers zurück. Dort angelangt, wollte ſich Ilſe von Heinrich verabſchieden und ihren Weg nach Schildeſche zu Fuße fortſetzen. Er litt jedoch nicht, daß ſie ging und ſagte ruhig: „Ich werde Dich doch nicht fortlaſſen, ohne daß Du hier zu Mittag gegeſſen haſt! Iß alſo mit mir und nachher werde ich Dich nach Hauſe fahren.

Drittes Kapitel.

Der Hof des Meier zu **dorf ist einer der schönsten und stattlichsten die man in Westphalen findet. Der Besitzer hatte viel für dessen innere und äußere Ausstattung gethan und es war dort Alles auf's Beste und Praktischste eingerichtet. Man nannte Heinrich's Vater nie anders als „den reichen Meier zu **dorf" und behauptete von ihm, daß er nicht allein von allen Sattelmeiern den bedeutendsten Grundbesitz, sondern auch das beträchtlichste Vermögen in baarem Gelde habe. Trotz seines Reichthums war aber die Einfachheit nicht aus seinem Hause verschwunden und es hatte weder tapezirte Wände, noch kostbar eingerichtete Zimmer und nur das Heinrich's war, weil sein Vater seines Sohnes Neigung zur Eleganz kannte, mit all den modernen Luxusgegenständen ausgestattet worden,

die in den Wohnungen der Städter jetzt üblich und gebräuchlich sind. Der Hof von Heinrich's Vater machte schon durch die große Reinlichkeit, die bis in dem dunkelsten Winkel des Wohnhauses, in allen Nebengebäuden und Stallungen, sowie in den nahen und fernen Umgebungen der Baulichkeiten herrschte, den angenehmsten und hübschesten Eindruck. Außerdem waren ihm die Reize, die die Besitzungen der westphälischen Landbewohner schmücken, in einem hohen Grade verliehen.

Das überaus freundliche Aussehn, das Westphalens Dörfer und Bauernhäuser haben, geben ihnen größtentheils die schönen alten Bäume, die oft bei der armseligsten Hütte stehen, die herrlichen Baumhöfe, die sich bei den großen Meierhöfen befinden und die grünen Hecken, die Felder und Gärten umziehen. Die Häuser überragen prächtige alte Linden und Buchen, die schönsten stolzesten Pappeln und herrlichere Eichen findet man wohl nicht leicht als in den westphälischen Baumhöfen! Man muß Westphalens schöne, tief poetische Landschaftsgemälde selbst gesehen haben, um den Zauber begreifen zu können, der sie umstrahlt; man muß das einfache patriarchalische Leben auf dem Hofe eines Sattelmeiers aus

eigener Anſchauung kennen gelernt haben, um die ſchlichte Biederkeit, die durchweg ehrenhafte Sinn- und Handlungsweiſe dieſer Leute nach Gebühr ſchätzen und anerkennen zu können.

Weſtphalen iſt von Tadlern vielfach und heftig angegriffen worden! — Ob dieſe Tadler und Angreifer aber je in frühen Morgenſtunden die lachenden, reich geſegneten Fluren dieſer Provinz durchzogen, oder die ſchönen Waldkuppen des Teutoburger Waldes und Osnings erſtiegen und herabgeſchaut haben auf die bunte Moſaik des ſo angebauten Landes? Oder ob ſie wohl an lauen Sommerabenden unter dem duftenden Blüthendache der alten Linden eines einſam liegenden Meierhofes geſeſſen und mit den guten ehrlichen Weſtphäliſchen Landbewohnern geſprochen haben? — Vielleicht nie! — Sie würden ſonſt dem Zauber, den dieſes Landes hat, erlegen ſein, ſeine tiefe Poeſie empfunden haben! — Kennt man Weſtphalen genau, ſo verſchwinden ſelbſt ſeine kleinen Schattenſeiten, die man ihm zur Laſt legt, und eigenthümlichen Reiz erhalten Sachen und Dinge, die uns im erſten Augenblick als wunderbar und ſelbſt unangenehm erſcheinen.

Ilſe Fahrenkamp gehörte zu Denjenigen, die mit

glühender Liebe an ihrer Heimath hängen und von dem Glauben beseelt sind, daß kein Ort der Welt diesem gleicht. Sie sprach Das auch gegen Heinrich aus, als sie an seiner Seite sein väterliches Haus betrat. Er schaute mit leichtem Lächeln auf sie herab, die Alles und Jedes auf dem Meierhofe bewunderte; führte sie in sein Reich und herzlich mußte er lachen, als sie erstaunt ausrief: „Aber Sie haben es ja hier noch weit schöner als die reichen Kaufleute in Bielefeld in ihren Häusern!“ Für sie war die Eleganz, die sie in der Stadt, im Hause wo ihre Schwester diente, gesehen hatte, das non plus ultra alles Schönen gewesen und in ihrem einfachen Sinne war es ihr nicht als möglich erschienen, daß es irgendwo noch prächtiger als in Bielefeld sein könne.

Erregte der Gast, den Heinrich aus Enger mitgebracht, auch bei Allen auf dem Meierhofe das lebhafteste Erstaunen, so wunderte sich doch seine jüngste Schwester, eine Frau in Ilsens Alter, die zu der Zeit die Wirthschaft ihres Vaters leitete, am meisten über das Mädchen. Heinrich hatte seine Schwester gebeten, ihm und Ilse beim Essen Gesellschaft zu leisten und die junge Frau war auch in

ſeine Stube gekommen; doch ſie, die überhaupt wenig und nur höchſt ſelten in Gegenwart ihres Bruders ſprach, begriff nicht, daß Ilſe, die einfache arme Weberin, ſo unbefangen mit ihm reden konnte. Das Mädchen hatte aber nach und nach gänzlich ihre anfängliche Verlegenheit überwunden; ruhig, klar und verſtändig antwortete ſie auf ſeine Fragen und Erzählungen und ohne Scheu ſprach ſie mit ihm über Dinge, die er in der Unterhaltung anregte.

Nach Tiſche brachte Heinrich Ilſe in das Zimmer ſeines Vaters. Freundlich empfing der alte Sattelmeier die arme, ihm aus früherer Zeit bekannte Weberin und lange Zeit ſprach er mit ihr von vergangenen Tagen und ihren verſtorbenen Eltern. Heftig klopfte ihr Herz, als er in den Augenblicken, wo Heinrich für das Anſpannen des Wagens ſorgte und nicht zugegen war, von ihm redete, die Güte und Zärtlichkeit ſeines Sohnes rühmte und zuletzt den Wunſch ausſprach: „Ach, gefiele ihm doch einſt die jüngſte Tochter des Meiers zu ****, denn Die habe ich ihm zur Frau beſtimmt und mit ihr, die mein alter Freund ihm zu Liebe auch jetzt vornehm in Berlin erziehen läßt, würde er gewiß glücklich werden!“

Hatte Heinrich's Schweſter ſich anfangs gewundert, daß ihr Bruder ſo freundlich gegen die Tochter eines armen Heuerlings war, ſo erſtaunte ſie noch mehr, als er ſie vor dem Wegfahren bat, für Ilſe, Schinken, Würſte, Mehl und Eier, ja ſogar mehrere Flaſchen guten Weiu in den Wagen zu legen. Sie zögerte, da ſie eine gute Wirthin war, ſein Verlangen zu erfüllen; doch er wandte ein gutes Ueberredungsmittel an; — führte die junge Frau ſanft vor die Thür des Hauſes, wo über derſelben wie an jedem weſtphäliſchen Bauernhofe ein Bibelſpruch ſtand. Ueber der Thüre ihres väterlichen Hauſes ſtand: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Indem er auf den Spruch deutete, küßte er die Schweſter zärtlich und fragte weich: „Anna, willſt Du, die Du als Kind ſo lieb und gut gegen Arme warſt, mit mir ſo oft in die Hütte von Ilſe's kranken Eltern gingſt, — willſt Du jetzt als reiche Frau hartherzig ſein? Ilſe iſt arm, ihr Onkel krank, thue daher was Du kannſt und ſei überzeugt, unſer Vater giebt es gern!“

Anna war glücklich über des Bruders Zärtlichkeit und entgegnete: „Soll ich ihr vielleicht eins

meiner Kleider und meinen Mantel geben? Es ist so kalt und ich kann mir ja einen andern kaufen."

„Thue das, Anna!" rief er bittend und die junge Frau that's. Ilse wußte nicht wie ihr geschah und noch erstaunter war sie, als der alte Sattelmeier ihr beim Abschiede eine Rolle Geld einhändigte und sie bat, im Falle einer Noth sich zu erinnern, daß sie ja das Kind eines seiner frühern Heuerlinge sei. Thränen des Danks und der Rührung schimmerten in des Mädchens Augen als sie zu Heinrich an den Wagen trat, der wie sie wußte der Urheber der Wohlthaten war. Er lehnte ihren Dank aber so kalt und ruhig ab, daß sie auf die Vermuthung kam, er wisse wirklich nichts von den ihr gemachten Geschenken.

Ilse war bei dieser zweiten Fahrt mit Heinrich ganz anders, wie bei der ersten. Sie wurde heiter und fröhlich und wie ein glückliches Kind schaute sie mit klaren glänzenden Augen aus dem Wagen. Der Schneefall hatte aufgehört, die Sonne schien hell und freundlich; in tiefer Bläue wölbte sich der Himmel über ihnen und rein, klar und frisch war die Luft. Der das weite Thal umschließende Gebirgsgürtel zeichnete sich in dunkel stahlblauer

Contour vom Horizonte ab und je näher ſie dem Dorfe Schildeſche kamen, deſto deutlicher traten die grauen Mauern der alten Sparrenburg auf der Berghöhe bei Bielefeld hervor.

Unweit Schildeſche lag der Kotten, in dem Ilſe wohnte. Es war eine kleine niedrige, mit einem Strohdache überdeckte Lehmhütte, deren Wände an einzelnen Stellen ſchon ſehr ſchadhaft waren. Der Kotten gehörte zu einem Bauernhofe, deſſen Beſitzer wenig für ſeine Heuerlinge that und ſeinen Vortheil allein im Auge hatte.

Sowie der Bauernſtand im Allgemeinen in den letzten Jahren emporgekommen, iſt der Stand des Heuerlings heruntergekommen. Die Revolutionszeit, die dem Bauer Vortheile brachte, zog für den Heuerling Nachtheile nach ſich. Dieſe waren faſt gänzlich auf den Verdienſt durch Spinnen und Weben angewieſen; aber in jener Zeit war damit nichts zu verdienen und die Preiſe des Leinens und Garns zu ſehr geſunken.

In früherer Zeit ſoll auch die Stellung des Heuerlings zum Hofbeſitzer eine andere und beſſere geweſen ſein. Durch Sitten, Gebräuche, Tracht, Rede, Bildung und Lebensweiſe ſtanden ſie ſich nah

und ſie machten mehr einen Stand aus, ſchieden ſich nur von jeher ſtreng in den Heirathen, da die reichen Bauern nur Töchter reicher Hofbeſitzer und die Heuerlinge wiederum Töchter armer Kötter und Weber wählten. Jetzt ſind bereits große Unterſchiede zwiſchen ihnen eingetreten; dieſe werden von Jahr zu Jahr mehr und mehr eintreten und ſich für die Armen immer fühlbarer machen.

Vorläufig hat zwar die ſich in Bielefeld von Tag zu Tag mehr und bedeutender entwickelnde Induſtrie manchen Verarmten Rettung geboten und die in letzten Jahren angelegten Seiden- und Sammetfabriken den Webern und Weberinnen beſſern Erwerb gegeben. Seide und Sammet weben meiſtentheils die jungen Mädchen, deren Hände durch Land- und Feldarbeit nicht hart und rauh geworden ſind. Ilſe Fahrenkamp, die ſchon als gute Weberin bekannt war, hatte bald nachdem die Sammetfabriken in dortiger Gegend in Gang kamen, einen Stuhl zum Sammetweben erhalten und dieſe neue Weberei ſchnell erlernt. Es lag ihr viel daran, daß Heinrich ihren Fortſchritt in der Webekunſt ſehen ſollte, und als ſie daher an ihrem Hauſe angelangt waren, bat ſie ihn ſo herzlich, unter ihr kleines beſcheidenes

Dach zu treten, daß er ihren Wunsch nicht unerfüllt lassen mochte.

Scheu wichen die Kinder, die sich den Ankommenden neugierig entgegenstürzten, bei Heinrich's Anblick, der ernst zu ihnen niedersah, zurück. Sie liefen sämmtlich aus der Stube, in der nur Ilsens Tante, die spinnend am Ofen saß, zurückblieb.

Heinrich hatte nicht so ganz unrecht gehabt, die Frau als „Hexe" zu bezeichnen. Sie war häßlich, widerwärtig und sah roh und gemein aus. Auf Heinrich's höflichen Gruß antwortete sie mit leichtem Kopfnicken und unverständlichem Gemurmel. Deutlicher und vernehmlicher schalt sie auf Ilse, daß sie so lange in Enger geblieben sei und den ganzen Tag nichts gethan habe. Heinrich verletzten die bösen heftigen Worte, mit denen sie das Mädchen empfing, ernst und beruhigend sprach er: „Ich trage die Schuld, daß sie so spät wiedergekommen ist, denn ich nahm sie mit nach unserm Hofe; doch sie bringt Euch Vieles mit, das Ihr jetzt aus dem Wagen holen müßt."

Die Aussicht, vom Hofe des reichen Meier zu **dorf Etwas zu erhalten, besänftigte den Zorn der Frau. Der verdrießliche Ausdruck ihres Gesichts

ſchwand vor dem gieriger Habſucht und grinſend rief ſie: „Ihr habt wohl das alte gute Herz wieder mit heim aus der Fremde gebracht, das Ihr ſtets für die Armen und Kranken hattet?“

„Ja, das hat er, Tante, o er iſt ſo gut!“ ſprach Ilſe ſo lebhaft, daß Heinrich unwillkürlich über ihren Eifer lächeln mußte.

Die Frau ſtand langſam von der Bank hinter dem Ofen auf, und ging hinaus. Ilſe folgte ihr, indem ſie Heinrich zurief: „Ich komme gleich wieder!“ Er wußte, daß ſie ihre Tante nur begleitete, um ſie durch das von ſeinem Vater erhaltene Geld noch mehr zu beſchwichtigen, was ſie wohl in ſeiner Gegenwart nicht thun mochte, um die geizige, habgierige Gemüthsart der Frau ihm nicht klar vor Augen zu führen. Während Ilſe draußen war, ſah Heinrich ſich in der Stube um. Sie war niedrig, klein und durch den großen Webeſtuhl noch beſchränkter im Raume. Angenehm fiel die daran herrſchende Reinlichkeit auf. Die Wände waren ſauber geſtrichen, die Fenſter blank, der Boden mit weißem Sande beſtreut. Fünf Spinnräder, die ſich noch außer dem Webeſtuhl in der Stube befanden, deuteten auf den Fleiß und die Arbeitſamkeit der armen Familie.

Das Papier mit dem der Flachs umwunden, das Band mit dem es gebunden, Alles war reinlich und ordentlich. Den beſten Eindruck machte auf Heinrich der Tiſch, denn er erſah aus den getroffenen Vorbereitungen, daß die Tante des Mädchens, trotzdem ſie böſe auf Ilſe war, dennoch für ſie geſorgt hatte. Der Tiſch war mit einem weißen, wenn auch grobem Tuche bedeckt. Teller, Meſſer, Gabel und Löffel, — Alles was darauf lag, war ſauber und aus dem Geruch, der aus dem Ofen drang, konnte man abnehmen, daß Speiſe für Ilſe aufgehoben worden.

Schnell hatte Heinrich's Auge alle Gegenſtände im Zimmer überflogen. — Sinnend ruhte es auf den Schilfbouquets in den einfachen Glasvaſen, die zu beiden Seiten eines Chriſtuskopfes auf an der Wand angebrachten Holzſimſen ſtanden als Ilſe eintrat. Sie warf einen prüfenden Blick umher und fragte mit zufriedenem Lächeln: „Nicht wahr, es ſieht hier recht hübſch aus?“

„Sehr!“ antwortete der junge Mann mit offenbarer Zerſtreutheit.

„Das kommt Alles durch das Sammetweben!“ ſetzte ſie eifrig hinzu. „Es iſt dabei beſſerer Ver-

dienſt und man hat mitunter ein paar Groſchen übrig, wofür man ſich etwas Hübſches kaufen kann.“

Heinrich ſah ſich nach dem Hübſchen in der Stube um. Er entdeckte Nichts. Da fiel ſein Auge auf das bunte Papier, mit dem der Flachs umwunden. Er ſah es an, blickte auch noch einmal zu den Vaſen empor, und nun wußte er, was Ilſe meinte. Langſam ſprach er: „Du biſt um Etwas zu beneiden, Ilſe, denn Du beſitzeſt ein großes Glück, vielleicht einen der größten Schätze des Lebens, nämlich, einen zufriedenen Sinn.“

„Den habe ich!“ entgegnete ſie ruhig und fügte lebhafter hinzu: „Wie ſollte ich auch jetzt nicht zufrieden ſein? Der Verdienſt iſt wieder beſſer, die Zeiten ſind nicht mehr ſo ſchlecht. Jetzt habe ich wohl Urſache, Gott zu danken.“ Sie deutete bei ihren Worten auf den Webeſtuhl.

„Webe doch einmal, damit ich deine Kunſt ſehe!“ rief er lächelnd.

Ilſe nahm ſchnell das ſchützende Tuch von den ausgeſpannten Fäden, ſetzte ſich an den Webeſtuhl und bald war ſie in vollſter Thätigkeit. Sie webte purpurrothen Sammet. Das Schiffchen mit dem Durchſchlagsfaden flog raſch, von ihren feinen ſchlan-

len Händen regiert, nach rechts und links durch die ſchimmernden rothen aufgeſpannten Seidenfäden, dann, wenn um den blinkenden Meſſingſtab das Gewebe fertig, durchſchnitt ſie es mit Sicherheit und Gewandtheit. Heinrich wurde anfangs nicht müde, dem hin und her fliegenden Schiffchen mit den Blicken zu folgen, als er aber lange Zeit das Vorſchreiten des Stoffes beobachtet, heftete er ſein Auge auf die Weberin, und deren anmuthiges Bild zu betrachten intereſſirte ihn dann bald bedeutend mehr, wie ihre Arbeit.

Die Strahlen der goldig untergehenden Sonne fielen durch das niedere Fenſter in das Gemach und umleuchteten Weberin und Webſtuhl. Ilſens goldbraunes Haar umwob der ſchönſte lichte Schein und in hellſtes Relief waren die feinen Züge ihres lieblichen Geſichtes geſetzt. Das tiefſte Roth innerer Erregung brannte auf ihren Wangen und ſie erſchien Heinrich in den Augenblicken als das liebreizendſte Geſchöpf, das er je geſehen. Mit heiterm glücklichen Lächeln ſah ſie von Zeit zu Zeit ihn an, der, gegen den vordern Balken des Webeſtuhls gelehnt ſtand und ſie unverwandt betrachtete.

Die Sonne war längſt untergegangen und tiefe

Dämmerung herrſchte in dem kleinen Gemache, als Ilſe noch immer das Schiffchen nach rechts und links ſandte, wenn auch nun die Hand zitterte, die es hin und her warf. Sie fühlte ſich tief beklommen durch Heinrich's Blick, tief beklommen durch ſein beharrliches Stillſchweigen. Endlich war es ſo dunkel in der Stube, daß ſie zu weben aufhören mußte. Heinrich fuhr aus ſeinem Sinnen empor, als er plötzlich das knarrende Geräuſch des Webſtuhls nicht mehr vernahm.

„Ich möchte Dich ſo gern recht glücklich und zufrieden ſehen, Ilſe!“ ſagte er ernſt, und fuhr gedankenvoll fort: „Wenn ich nur wüßte, wie es zu bewerkſtelligen ſei! — Biſt du vielleicht verlobt?“

Sie erſchrak über dieſe Frage; doch ruhig entgegnete ſie mit klarer Stimme: „Nein!“

„Du haſt aber Anträge, nicht wahr?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Gewiß haſt Du Anſprache, Ilſe! Sage mir offen, ob — ob Deine Armuth Dich hindert zu heirathen, denn dem Grunde ließe ſich abhelfen. Ich —“

„Nein! Meine Armuth hindert mich in dem Punkte nicht!“ rief ſie lebhaft.

„So liebſt Du alſo nicht, heiratheſt aus dem Grunde nicht?“ ſprach er forſchend.

Ilſe ſchwieg abermals. Es kam Heinrich vor als verdunkle ein Schatten die weiße Stirn des Mädchens, die ſich noch eben klar und leuchtend aus dem tiefen Dunkel des Abends hervorgehoben hatte. Sie mußte erröthet ſein. Dringend rief er: „Sag es mir doch, Ilſe, ob Du Jemand liebſt?“

„Warum dieſe Frage?“ hauchte ſie kaum hörbar.

„Ich möchte meine Vermuthung gern beſtätigt ſehen!“ antwortete er lächelnd.

„Ihre Vermuthung?“

„Ja, ich vermuthe es.“

„Was veranlaßt Sie zu dem Glauben?“

„Deine heutige Wallfahrt zu Wittekind's Grabe!“

„Wie?“

„Nun eine Wallfahrt war es doch wohl, die Du nach Enger gemacht. Du haſt gewiß von dem alten Glauben gehört, daß ein Gebet an Wittekind's Grabe wunderthätige Kraft beſitzt und Erhörung findet.“

„Allerdings hörte ich Das.“

„Du glaubteſt es ſelbſt und gingſt daher ſicherlich dahin, um Dir an der geweihten Stätte Etwas zu erbitten. Habe ich Recht?“

„Ich glaube an die wunderthätige Kraft eines Gebets an König Wittekind's Grabe und — ich — — —“ Ilſe ſtockte.

„Und Du bateſt dort um — — Nun um was Ilſe?“

„Ich erbat heute Nichts.“

„Wie, Du erbateſt Nichts?“

„Nein, ich war hingegangen, um zu danken.“

„Um zu danken, ſo, ſo! Alſo König Wittekind hat Dir Gutes erwieſen? Darf ich es nicht wiſſen?“

„O ja!“

„So ſage doch, wofür Du ihm dankteſt.“

Das Mädchen zögerte einen Augenblick; dann aber ſprach ſie ruhig mit klarer Stimme: „Ich dankte dem Freunde der weſtphäliſchen Sattelmeier, daß er Sie in das Vaterhaus und die Heimath zurückgeführt hat; ich wünſchte Sie dem kleinen Kreiſe der Nachkommen der alten Sattelmeier erhalten zu ſehen.“

Heinrich war überraſcht, trat dem Mädchen näher und rief lebhaft: „Deshalb die heutige Wallfahrt? Meinetwegen machteſt Du ſie?“

„Nur aus dem Grunde.“

„Du warſt ſchon früher dort?“

„Einmal!“ und da flehte ich Wittekind an: „Euch aus dem Strudel der Welt zu reißen.“ Er hat mein Gebet erhört, Euch zurückgeführt und Ihr werdet kein Abtrünniger werden!“

Heinrich ergriff des Mädchens Hand, drückte sie flüchtig und sagte mit fester Stimme: „Ilse, rettet mich Jemand aus den Banden der Welt, bist Du es! Leb' wohl und bete ferner für mich! Bald sehen wir uns wieder.“

Ehe das Mädchen Etwas erwidern konnte, war Heinrich aus der Stube verschwunden. Nach wenigen Sekunden hörte sie das Abfahren seines Wagens. Fromm faltete sie ihre Hände und flüsterte leise: „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du den Gedanken in meine Brust legtest, eine Wallfahrt zu Wittekind's Grabe zu machen.“

Viertes Kapitel.

Zeitiger als in jener kleinen Stube des westphälischen ärmlichen Bauernhauses schwand das Licht des Tages aus einem glänzend eingerichteten Salon in einer der Hauptstraßen von Paris. Während die Strahlen der untergehenden Sonne noch die arbeitende Weberin umleuchteten, waren sie in Frankreichs Residenz schon hinter den hohen Häusermassen verschwunden und ihr Schein fiel nicht mehr auf die Gestalt einer jungen Frau, die mit langsamen Schritten über die weichen Teppiche ihres Salons dahinglitt. Sie war in tiefe Trauergewänder gehüllt. Ein schweres schwarzes Seidenkleid umfloß ihre volle anmuthige Gestalt, ein langer schwarzer Kreppschleier war an den reichen Flechten ihres glänzend schwarzen Haares befestigt. Lange Zeit ging sie im Zimmer auf und nieder, das zuletzt nur

durch den Schein des im Kamin lodernden Feuers erhellt war. Mitunter blieb ſie aufhorchend ſtehen, trat auch wohl an das Fenſter und blickte auf die durch Gasflammen erleuchtete Straße; doch, wenn ſie kein Geräuſch ſich nähernden Schritte vernommen, Nichts von Dem geſehen hatte, was ſie zu erblicken gehofft, ſo ſetzte ſie ihren Gang ruhig fort.

Als die Uhr auf dem Kamine mit raſchem Schlage die ſiebente Stunde verkündete, zog die Dame heftig an der Klingel. Ein Diener in reicher Livree erſchien an der Portière. „Licht!“ rief ſie laut und befehlend und nach wenigen Sekunden verbreiteten mehrere hohe Wachskerzen eine glänzende Helle im Zimmer.

Die junge Frau warf ſich jetzt anſcheinend erſchöpft auf eine Chaiſe longue. Sie ſtützte ihren Kopf in die Hand und ihre dunkel glühenden Augen ſchauten ſinnend empor. Sie war ſehr ſchön wie ſie ſo in ruhender Stellung anmuthig da lag; doch wenige Augenblicke darauf war ſie unendlich ſchöner, als ihr Antlitz, von Feuer und Leben ſtrahlend, ſich nach der Thüre hinwandte, durch die ein junger Mann mit raſchen Schritten eintrat. Lebhaft ſprang ſie empor, mit lautem Jubelſchrei flog ſie ihm ent-

gegen und im nächsten Momente lag sie in seinen Armen. Heftig und leidenschaftlich drückte er sie an seine Brust, küßte Mund und Stirn und rief dann mit gepreßter Stimme:

„O, Madelaine, Madelaine, daß Du mich gehen heißt, wo ich fast schon sterbe bei dem bloßen Gedanken, Dich nicht mehr zu sehen!"

„Die Trennung muß sein!" antwortete sie düster. „Sie dauert ja nicht ewig! fügte sie mit einem strahlenden Lächeln hinzu.

„Du liebst mich nicht, so wie ich Dich, sonst könntest Du mich nicht fortschicken."

„Meine Liebe ist reiner, frei von Egoismus. Ich opfere eine kurze Zeit des Glücks, um es später dauernd genießen, und ohne Sorgen an Deiner Seite leben zu können."

„O, dächtest Du doch nicht stets an dieses unselige Geld! Was ist dieser elende Mammon? Wir sind ja jetzt reich, reich durch unsere Liebe, reich an frohen Hoffnungen! Wir wollen uns damit begnügen und nicht mehr verlangen, Geliebte."

„Laß das Charles! das sind Phrasen!" sagte sie heftig. „Ich kann nicht ohne Geld leben. Ich bin von Kindheit auf daran gewöhnt, von Glanz und

Luxus umgeben zu ſein, ich kann Beides nicht entbehren! – Könnte ich es vielleicht auch oder lernte Das, ſo würde ich's nicht ertragen, Dich unſer tägliches Brod erwerben zu ſehn. Die Friſche Deines Geiſtes, die Genialität Deines Weſens würde ſich in den Sorgen des alltäglichen Lebens verlieren! Ich will das nicht! Mein Vermögen muß wenigſtens zum Theil gerettet werden und — verlaß Dich darauf, er wird es retten. Ueber das „Wie" denke nicht nach, das iſt meine Sache."

„Ich glaube Dir; doch Madelaine, wird er nicht einen Preis — wird er nicht Dich verlangen, wenn er ſo viel für Dich thut?"

Madelaine de Lancrobert ſtrich mit ihrer weichen weißen Hand die Falten von des Geliebten Stirne, umſchlang ihn zärtlich und flüſterte leiſe: „Reiſe ohne Sorge. Vertraue meiner Liebe und hege keinen Zweifel. Ich liebe nur Dich, nur Dir werde ich ferner angehören."

„Wenn Du mir nur Alles offen ſagen wollteſt, Madelaine."

„Das kann ich nicht. Nochmals, vertraue mir! und nun — leb, wohl!"

„Nein, nein, noch nicht! Erſt muß ich wiſſen, wann er kommt.“

„Ich hoffe morgen, mein Brief wird jetzt ſchon in ſeinen Händen ſein und Henry wird nicht ſäumen zu kommen. Er iſt wirklich ein treuer zuverläſſiger Freund.“

„Wohin haſt Du ihn beſtellt, Madelaine?“

„Nach Château Madelaine, meiner Villa.“

„Dort wirſt Du allein mit ihm ſein? O ich ertrage das nicht!“

„Deine Schweſter Marguerite iſt bereits da, und ich bin alſo nicht allein mit ihm.“

Ein Schrei des Entzückens entfuhr den Lippen des jungen Mannes. Die Vicomteſſe de Lancrobert lächelte befriedigt.

„Nun bin ich ruhig, nun will ich gehen!“ rief er freudig.

„Da Du mich unter beſter polizeilicher Aufſicht weißt?“ entgegnete ſie lachend.

Er ſah ſie mit ſtrahlenden Augen an. Nach kurzer Pauſe fragte er leiſe: „Was ſchriebſt Du ihm? Darf ich es wiſſen?“

„Nur die Worte: „Kommen Sie, wenn Sie

mein Freund ſind. Ich bedarf nach dem Tode meines Mannes eines Freundes!“

„Du glaubſt, daß er auf dieſe kurze Bitte kommt?“

„Ja. Es bedarf bei ihm nicht vieler Worte. Er iſt ſchnell entſchloſſen, ſtets bereit zu helfen.“

„Soll ich Dich nicht erſt nach Château Madelaine geleiten? Wann gedenkſt Du zu reiſen?“

„Ich fahre fort, ſowie Du mich verlaſſen haſt! — Begleiten darfſt Du mich keinenfalls. Du vergißt, daß ich dort ohne Freund, ganz verlaſſen ankommen muß. Nur als eine von allen Freunden Verlaſſene darf ich ihm erſcheinen. Leb, daher wohl.“

Er ſeufzte tief und auch ſie war ergriffen. Er zögerte, ſich zu entfernen.

„Jetzt geh Charles!“ rief die junge Frau, nachdem ſie einen Blick auf die Uhr geworfen, „ſonſt kommſt Du zu ſpät.“ — Sie zog ihn in das Nebenzimmer, dort ſchieden ſie unter Thränen, unter Verſicherungen einer ewigen Liebe und unwandelbaren Treue.

Eine Stunde ſpäter war der Baron Charles Valonville auf dem Wege nach der Schweiz, die Vicomteſſe Lancrobert auf dem Wege nach ihrer Villa.

Château Madelaine, der Lieblingsaufenthalt der jungen Frau, lag nur wenige Meilen von Paris entfernt, unweit des Dorfes Chaillot, dicht an der Seine. Sie erreichte es noch vor Mitternacht. Schlaflos verbrachte sie diese Nacht, in fieberhafter Unruhe den folgenden Tag. Auch die nächste Nacht schlief sie nicht und bleich und abgespannt lag sie am Morgen des zweiten Tages ihrer Anwesenheit in Château Madelaine auf der Ottomane in ihrem Boudoir. Da siegte endlich die Natur. Sie verfiel in einen tiefen Schlaf. Als sie erwachte, traf ihr Auge eine hohe wohlbekannte Gestalt. Diese lehnte ihr gegenüber an dem Kamine. Das Antlitz, was nach ihr hingewendet, war an dem Morgen bedeutend bleicher, als es drei Tage zuvor in der Kirche zu Enger an Wittekind's Grabe ausgesehen hatte.

Der von der Vicomtesse Lanerobert zu ihrer Hülfe herbeigerufene Freund war Niemand anders als der Sohn des westphälischen Sattelmeiers. Er hatte Madelaine vor sechs Jahren als achtzehnjährige Frau in Neapel kennen gelernt. Sie lebte dort an der Seite eines kranken Mannes, mit dem man sie drei Jahre zuvor verheirathet, weil er

reich war und ſie ihr ganzes Vermögen verloren hatte.

Der Vicomte war alt, häßlich, ein Spieler und Roué. Heinrich erſchien das Loos der jungen Frau furchtbar. Er liebte dies ſchöne junge Weſen bald mit Leidenſchaft, bezwang indeſſen die warmen Gefühle ſeines Herzens und wurde ihr und ihres Mannes Freund. Drei Jahre war er in Italien faſt der tägliche Gaſt ihres Hauſes, folgte dem Ehepaare auch nach Paris, als der Vicomte etwas gekräftigter in ſein Vaterland zurückkehrte. In Paris fand Lancrobert ſeine alten Freunde und Freundinnen wieder. Er wandte ſich ihren Kreiſen zu, und die Unterhaltung ſeiner jungen ſchönen Frau überließ er Heinrich, den er zärtlich liebte und hoch achtete.

Heinrich wurde der ſtete Begleiter Madelainens; ſie fuhren, ritten und gingen zuſammen aus. Er, der anfangs von ihr in die Salons von Paris eingeführt worden, führte, nachdem er feſten Fuß auf dem glänzenden Parquet gefaßt und ſein Reichthum ihm das beſte Renommée verſchafft hatte, die ſchöne lebensluſtige Frau auf Bälle und in Geſellſchaften.

Ueber zwei Jahre lebten ſie heiter und fröhlich

in einem beſtändigen Strudel von Vergnügungen. Da erkrankte der Vicomte heftiger denn je. Nun blieben Madelaine und Heinrich an ſeinem Krankenbette. Vorzüglich Letzterer pflegte ihn mit ſeltener Ausdauer und ertrug alle ſeine Launen mit bewundrungswürdiger Geduld.

Die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter und der lebensgefährlichen Krankheit ſeines Vaters entriß Heinrich der Familie Lancrobert. Er reiſte ab. Nachdem er einige Tage in Weſtphalen war, erhielt er von Madelaine die Nachricht, daß ihr Mann wohler ſei. Acht Tage ſpäter ſchrieb ſie ihm, daß ein Neffe von ihnen, ein junger Maler, nach Paris gekommen wäre und es verſuche, ſeine Stelle in ihrem Hauſe zu erſetzen — Heinrich wurde eiferſüchtig auf dieſen Verwandten, „Charles von Valonville", den Madelaine ihm als ſchön, geiſtreich, genial und liebenswürdig ſchilderte. Am liebſten wäre er nach Paris geeilt; doch Sohnespflichten feſſelten ihn an die Heimath. Heinrich litt noch furchtbarer, als in den letzten Wochen gar kein Brief von Madelaine kam. Endlich erhielt er die erſehnte Nachricht. Es war am Abend des Dreikönigfeſtes als er von Schildeſche heimkehrte. Ein ſeltſames Gefühl durch-

zog ſeine Bruſt als er die Worte las, die Madelaine mit zitternder Hand geſchrieben und welche die Nachricht vom Tode ihres Mannes und die Bitte, zu ihr zu kommen, enthielten. — Heinrich verließ abermals Heimath und Vaterhaus. Ohne Verzug reiſte er nach Château Madelaine, und als diejenige die Augen aufſchlug, die er ſeit Jahren heiß und leidenſchaftlich liebte, da ſtürzte er zu Füßen der angebeteten Frau, ergriff ihre Hände, küßte dieſe feurig, und mit einer vor tiefer Bewegung zitternden Stimme flüſterte er leiſe: „Madelaine, hier bin ich, gebieten Sie über mich!“

Die junge Frau richtete ſich empor, legte ihre beiden Hände auf die Schultern Heinrich's, blickte ihm lange und tief in das klare Auge und ſagte freudig: „O Henry, welch ein Troſt, daß Sie da ſind! Ich bin faſt vor Angſt geſtorben, daß auch Sie, Sie mich in dieſer Zeit verlaſſen könnten, wo Alles, — ſelbſt Charles — mich verlaſſen hat!“

„Sie zweifelten an mir, Madelaine?“ fragte er ſanft.

„Nein, nein; aber —“ ſie ſtockte, brach dann in Thränen aus und rief unter Schluchzen: „Henry, ich vertraue Ihnen, Ihnen allein und darum ſollen

Sie auch Alles wiſſen. Seit vierzehn Tagen, wo mein Mann todt iſt —"

„Wie?" ſagte Heinrich, „Ihr Mann iſt ſeit vierzehn Tagen todt und Sie riefen mich nicht früher zu ſich?"

„Ich kam nicht dazu! Denken Sie doch, daß ſchon am folgenden Morgen nach ſeinem Tode Gläubiger mit bedeutenden Schuldforderungen erſchienen und Beſchlag auf alle Sachen legten. Kein Tag iſt ſeitdem vergangen, wo nicht neue Rechnungen einliefen. Meinen ganzen Schmuck habe ich verſetzt; doch man wollte mir Alles Uebrige auch entreißen und ich ſollte Nichts behalten! Die guten Freunde, die ich herbeirief, kamen nicht, ſondern benachrichtigten mich ebenfalls von Forderungen, die ſie zu machen berechtigt waren. Ich ſaß in einem Chaos der größten Verlegenheiten. Der Advocat hofft jetzt, daß die Sache nicht ſo ſchlimm iſt, wie ſie anfänglich ſchien. Er gedenkt Etwas für mich zu retten, da ich nicht arm ſein kann! — O Henry, helfen Sie mir!"

Thränen verhinderten Madelaine weiter zu ſprechen. Heinrich tröſtete ſie und verſprach ihr, ſich möglichſt ſchnell von ihren Verhältniſſen in Kennt-

niß zu ſetzen. Er hielt ſein Wort und unermüdlich war er in ihrem Intereſſe. Die ganze Woche brachte er in Paris zu, Sonntags kam er zu Madelaine, und die Stunden, die er bei ihr verlebte, entſchädigten ihn für die Tage raſtloſer Arbeit. Nach fünf Wochen erhielt er durch telegraphiſche Depeſche die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Sie erſchütterte ihn tief. — Madelaine drängte ihn, zu deſſen Begräbniß nach Weſtphalen zu reiſen, ja ſie erbot ſich, ihn zu begleiten, da ſie ihn für leidend hielt und fürchtete, er könne unterwegs erkranken. Heinrich beſeligte ihre Theilnahme und Beſorgniß; doch er nahm ihr Anerbieten nicht an. Er reiſte allein. Am Abend, nachdem ſein Vater beerdigt worden, fühlte er ſich ſehr unwohl. Er ſtrebte mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft gegen dieſes Unwohlſein, ordnete die Geſchäfte ſeines Hofes, nahm einen Verwalter und vier Tage ſpäter verließ er das Erbe ſeiner Väter, um nach Paris zurückzueilen.

Noch hatte er nicht Dortmund erreicht, als ſein Zuſtand ſich von Sekunde zu Sekunde verſchlimmerte und er kaum mehr eines klaren Gedankens fähig. Er reiſte weiter in der thörichten Hoffnung, Paris noch vor Ausbruch vollſtändiger Krankheit zu

erreichen; aber in Düſſeldorf ſah er ein, daß es unmöglich war. Er ſandte Madelaine die Nachricht ſeiner Erkrankung und blieb in Düſſeldorf. Ein hitziges Fieber ergriff ihn. Als er nach langen Tagen aus ſeinem bewußtloſen Zuſtande erwachte, hörte er, daß Madelaine und Marguerite angekommen wären. Sie blieben während mehrerer Wochen bis er geneſen; dann reiſten Alle zuſammen ab, verlebten einige Monate in der ſchönſten Gegend des Rheines und beim beginnenden Herbſte kehrten ſie nach Frankreich zurück.

Heinrich war nach dem Tode ſeines Vaters ſehr reich und gänzlich unabhängig geworden. Mit doppeltem Eifer begab er ſich an das Ordnen von Madelaine's zerrütteten Verhältniſſen. Nach kurzer Zeit brachte er ihren Schmuck und kündigte ihr an, daß ſie wiederum Beſitzerin ihres Hauſes in Paris ſei und Château Madelaine ihr ebenfalls geblieben wäre.

Sie ahnte wohl, auf welche Weiſe das bewerkſtelligt worden; doch ließ ſie Nichts von ihren Vermuthungen laut werden; dankte ihrem Freunde nur mit Thränen im Auge für die glücklichen Reſultate, die er erzielt hatte.

Als die Verhältniſſe der Vicomteſſe Lancrobert zu ihrer völligen Zufriedenheit geordnet waren, verließ ſie ihren Landſitz und begab ſich in ihr Hotel nach Paris. Sie war wieder eine vermögende Frau; doch Heinrich hatte beim Ordnen ihrer Verhältniſſe einen nicht unbeträchtlichen Theil ſeiner ihm von ſeinem Vater hinterlaſſenen Erbſchaft eingebüßt. War er aber auch ärmer geworden, ſo fühlte er ſich doch unendlich glücklich, denn — er wähnte ſeine Liebe von Madelaine erwidert. Wie glühend er ſie liebte, hatte er ihr noch nimmer in Worten verrathen, denn mit Gewandtheit und Geſchicklichkeit hatte ſie jedes Geſpräch der Art vermieden oder raſch abgebrochen, wenn er eine Anſpielung gemacht.

Stets war ſie freundlich gut und liebenswürdig gegen ihn geweſen. Als ſie indeſſen nach Paris übergeſiedelt, fingen ihre kleinen Launen wieder an, mit denen ſie ihn ſchon häufig in frühern Jahren gequält hatte. Sie zeigte ſich verſtimmt, gelangweilt und gereizt. Heinrich ertrug Alles. — Eines Tages als ſie ihn jedoch tiefer als je verletzt, indem ſie ihm unverholen verrathen, daß ſeine Gegenwart ihr läſtig falle, verließ er traurig und gedrückt ihren Salon. Mehrere Tage mied er ihr Haus. Als er

es wieder betrat, fand er Charles de Valonville bei Madelaine. Beide ſchienen in der heiterſten Stimmung zu ſein, Heinrich's Stirn verfinſterte ſich ſichtlich bei Nennung dieſes Namens. Noch unangenehmer war es ihm, als er hörte, daß Madelaine den jungen Mann Du nannte und er bemerkte, daß ſich ihr Auge mit einem wunderbar ſtrahlenden Ausdruck auf ihn heftete. Madelaine empfing Heinrich mit ſichtlicher Kälte, mit großer Verlegenheit.

Auch der junge Baron ſchien nicht angenehm durch Heinrich's Ankunft berührt zu werden und ſein Benehmen gegen ihn grenzte faſt an Unhöflichkeit. Als Madelaine das ſah, wurde ſie freundlicher gegen Heinrich. Charles gerieth darüber in offenbar ſchlechte Laune und der Abend verging nicht ohne peinliche Scenen.

Dieſem erſten unangenehmen Abend folgten andere. Heinrich litt entſetzlich. Oft vermochte er kaum ſeinen Zorn zu beherrſchen, wenn er ſah wie vertraulich ſich Charles gegen Madelaine benahm und wie wenig ſie that, ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Die Abende im Salon der Vicomteſſe waren nur erträglich, wenn fremde Elemente dort

erſchienen und die peinliche Spannung löſten, die zwiſchen den Dreien herrſchte.

Madelainens Salon füllte ſich immer mehr, je mehr ihr Trauerjahr ſich zu Ende neigte. Sie war von einem Schwarme Anbeter umringt. Mit blitzenden Augen ſchaute Charles dieſe an, mit traurigen Blicken betrachtete ſie Heinrich.

Nach Ablauf des Trauerjahres hatte ſich Heinrich vorgenommen, Madelaine um Herz und Hand zu bitten. Es verfloß indeſſen ein Tag nach dem andern, ohne daß er ſeinen Vorſatz ausführte. Ihm fehlte der Muth, ihr ſeine Liebe offen zu geſtehen, die, wie er feſt glaubte, ihr kein Geheimniß mehr ſein könne.

Heinrich gerieth von Tag zu Tag in eine immer größere Aufregung — hatte keinen andern Gedanken als Madelaine und ſeine Liebe zu ihr. — Eines Morgens, in den erſten Tagen des Januar, ſtand er am Fenſter ſeines Hôtels, als lautes Glockengeläut ihn aus der Träumerei aufſchreckte, in die er verſunken geweſen. Er fragte nach der Urſache deſſelben und man ſagte ihm, daß das Dreikönigsfeſt ſei. Spurlos hallte das Wort an ſeinem Herzen vorüber. Er dachte weder an ſeine vorjährige Wall-

fahrt nach Enger, noch an Wittekind, noch an Ilſe. Er hatte nur den einen Gedanken: „Heute mußt Du endlich Gewißheit haben!“

Mittags ging er zu Madelaine, die ihm zum Diner eingeladen. Sie hatte die Trauer an dem Tage zum erſten Male abgelegt. Ein herrliches Sammetkleid von dunkler Purpurfarbe ſchmückte ſie und das Haar zierten weiße Camellien. Sie ſah wunderſchön aus. Heinrich kam, als alle Gäſte bereits verſammelt waren. Bald nach ſeiner Ankunft ging man zu Tiſche. Charles ſaß an Madelaine's Seite; Heinrich ſehr entfernt von Beiden. Er konnte ihr Antlitz nicht ſehen, nur ihre von dem leuchtenden Sammetkleide umhüllte Geſtalt. Feſt hing ſein Blick an dieſem ſchimmernden Gewande und anfangs dachte er nur daran, wie vortheilhaft dieſe Farbe für Madelainens blendenden Teint ſei. Nachdem er aber eine Weile das ſchöne Kleid betrachtet, kam es ihm vor, als knüpfe ſich daran eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Er dachte darüber nach, wo und wann er Madelaine in dieſen Stoff gekleidet geſehen; doch ob ſein Geiſt auch durch alle Phaſen der Erinnerungen eilte, die mit ihr in Verbindung ſtanden, — er ſich die Geliebte in den glänzendſten Toiletten genau

vergegenwärtigte, — nirgends trat ſie ihm in dieſem purpurfarbenen Gewande vor Augen. Da drang plötzlich durch das laute Gewirre um ihn her der Klang von Glocken. Ihm fiel ein, daß Dreikönigsfeſt ſei. — Dreikönigsfeſt! — In dem Augenblick, im Gewühl der Menſchen, durchzuckte ihn der Gedanke, wo er am letzten Dreikönigsfeſte geweſen! — — Sowie ein Jahr zuvor ſein Geiſt hinausgeeilt war in ferne fremde Länder und er ſich in einer kleinen Kirche Weſtphalens, an der Grabſtätte König Wittekind's, nach Italien und Paris, in Madelainens Salon geträumt, ſo trug ihn ſeine Phantaſie ietzt aus den glänzenden Räumen dieſes Salons hin auf das Kirchenchor zu Enger, und knieend ſah er dort Ilſe an den Stufen der alten Tomba liegen und — beten.

Er kannte das Gebet, denn wenige Stunden ſpäter hatte ſie ihm ja in ihrer kleinen ärmlichen Stube am Webeſtuhl den Inhalt ihres Gebetes verrathen, den Grund ihrer Wallfahrt zu Wittekind's Grabe angegeben.

Nun wußte Heinrich auch plötzlich, warum dieſer purpurne Sammet ihm bekannt vorgekommen war, und fortan ſah er, wenn ſein Blick auf den weichen

Falten dieſes Gewandes ruhte, nicht mehr die ſtrahlende Schönheit der fröhlich plaudernden Vicomteſſe de Lancrobert, ſondern das liebliche Bild der armen Bäuerin, die im engen Stübchen die ſeidnen Fäden dieſes Stoffes webte, um damit ihr tägliches Brod zu erwerben und unaufhörlicher tönte bei dem Bilde die Frage in ſeinem Geiſte: „Ob ſie wohl heute wieder für Deine Rettung aus dem Strudel der Welt betet?“

Dieſe Rückerinnerungen machten ihn zu einem ſehr ſtillen ſchweigſamen Tiſchnachbar für die junge Baroneſſe Marguerite de Valonville. Vergeblich bemühte ſie ſich, ihn in ein Geſpräch zu ziehn und umſonſt ſprudelte ſie von Geiſt und Witz. Heinrich blickte ſie bei directer Anrede, wie aus tiefem Traume erwachend, an und deutlich bemerkte ſie, daß all ihre feinen Koketterien an der ſtarren Ruhe ſeines Weſens wie an einem Felſen abglitten. Sie preßte oft in ſtillem Aerger ihre kleinen weißen Zähne auf die roſigen Lippen und nach Beendigung des Diners, als Heinrich ihr eine ſtumme Verbeugung gemacht, murmelte ſie leiſe, indem ihre blitzenden ſchwarzen Augen vor Zorn funkelten: „Warte nur, ich will Dich ſchon aus Deiner Lethargie reißen!“

Die Gäſte der Vicomteſſe entfernten ſich an dem Tage früher als gewöhnlich, da die Nachricht verlautete, ſie habe ſtarke Kopfſchmerzen und bedürfe der Ruhe. Heinrich und Charles waren die Letzten im Salon. Endlich ging auch Charles, nicht ohne ſichtliches Widerſtreben wie Heinrich ſah. Nachdem er gegangen, reichte Madelaine mit mattem Lächeln Heinrich die Hand. Er wollte ſie zurückhalten, um ihr ſeine Liebe zu geſtehen; doch ſie entzog ſich ihm haſtig mit dem Ausruf: „Mein Gott, wie krank bin ich! Ich muß ſchnell zur Ruhe. Adieu für heute, Henry!“

Heinrich blieb nichts Anderes übrig als nun den leeren Salon ebenfalls zu verlaſſen. Er ging. Im Vorzimmer trat ihm Marguerite Valonville entgegen. Sie kam aus dem Leſezimmer und fragte eifrig, wo er das Buch hingethan habe, das er Mittags für Madelaine mitgebracht und auf ihr Leſepult im Bücherzimmer niedergelegt hatte. Er ſagte ihr, wo ſie es finden würde. Sie behauptete, es ſei nicht an der bezeichneten Stelle w[illegible] ſich zu überzeugen. Heinrich folg[illegible] liothek. Beide ſuchten eifrig [illegible] fand ſich nicht. Bei dieſem

mit losen Blättern zur Erde. Entsetzt rief Marguerite: „O, mein Himmel, wie böse wird Madelaine sein, denn es ist das von Ihnen geordnete Album! Ich flehe sie an, legen Sie die Blätter wenigstens einigermaßen nach der Reihenfolge. O, bitte, bleiben Sie!“

„Gern!“ sagte Heinrich ruhig. Er nahm auf einem der Sophas Platz und Marguerite reichte ihm die untereinandergerathenen Blätter. Anscheinend half sie ihm auf das Eifrigste; doch eigentlich war sie nur bemüht, die Beendigung des Ordnens zu verhindern. Heinrich bemerkte nicht ihre List. Die Bilder aus Italien riefen tausend Erinnerungen an vergangene glückliche Stunden in seiner Seele wach und bei diesen Reminiscenzen vergaß er die Zeit. Er sah es sogar nicht, als Marguerite sich nach ungefähr einer halben Stunde von ihm entfernte, hörte nicht, daß sie leise die Thür öffnete, die an Madelainens Salon stieß. Plötzlich aber vernahm er Stimmen, lautes herzliches Lachen, sprang [illegible]irt empor, und wie durch Zauber gebannt, [illegible]Moment lauschend da, näherte sich [illegible]re. Sie war nur angelehnt; [illegible] stieß er sie auf und trat in

den Salon. Er war dunkel, nur ein schmaler Lichtstreifen drang durch die zugezogene Portière des anstoßenden Gemaches. Dieses Zimmer war das Boudoir Madelainens. — Sie war darin mit Charles. — Deutlich hörte Heinrich Beide sprechen, Beide lachen! — Er ging mit leisem Schritt auf die Portière zu, sah durch die Spalte und erblickte die Geliebte in den Armen ihres Neffen. Er wollte sich hineinstürzen; doch das furchtbarste Entsetzen über das Bild vor seinen Augen lähmte und erstarrte seine Glieder; es fehlte ihm die Kraft, einen weitern Schritt zu thun. Um nicht zu fallen, griff er mechanisch um sich und erfaßte die Lehne eines Fauteuils. An diese Stütze geklammert, stand er einige Sekunden wie besinnungslos. Das Gespräch im Nebenzimmer brachte ihn wieder zu sich. Gleich Dolchen durchschnitten folgende Worte seine Brust: „Nein, Charles, daß Du mich fähig hältst, die Liebe dieses tölpelhaften westphälischen Bauern zu erwidern, ist zu komisch!“ Sie lachte abermals laut und herzlich.

„So sage diesem Bauernflegel aber doch endlich, daß Du ihn nicht mehr in Deinem Salon haben willst, daß er gehen soll; und sagst Du es ihm nicht

deutlich, ſo verbitte ich mir, als Dein Verlobter, ſeine Gegenwart.“

„Ich werde es ihm morgen ſchreiben, Charles, daß in vier Wochen unſere Hochzeit iſt. Meine Geſchäfte hat er jetzt alle beſorgt und nun kann er wieder abreiſen.“

Mehr hörte Heinrich nicht. Er ſank in den Seſſel und beide Hände preßte er vor ſeine ſich mit kaltem Schweiß bedeckende Stirn. Wie lange er dort ſaß — er wußte es nicht, — fuhr erſt empor als Madelaine mit einem Licht in der Hand in den Salon trat. Voll Würde erhob er ſich und ſtolz und hoch aufgerichtet ſtand der Bauer vor der bebenden Vicomteſſe. Einen eiſigen Blick warf er auf ihre ſich mit Todesbläſſe überziehenden Wangen und ihre niedergeſchlagenen Augen. Auf ihren Entſetzensſchrei: „Sie hier!“ erwiderte er mit furchtbarer Ruhe: „Ja, Madame, ich war hier, ich hörte Alles, weiß Alles!“

In dem Augenblick ſtürzte Charles in's Zimmer. Sein Muth ſank, als er die kühne gebietende Haltung des Tiefbeleidigten ſah. — Langſam zog er ſich zurück, als Heinrich mit nur wenig erhobener

Stimme ihm zurief: „Hinaus, Bube, oder Du lernſt den Bauernflegel kennen!“

Mehrere Minuten ſtanden ſich Heinrich und Madelaine ſchweigend gegenüber. Er ſchien darauf zu warten, daß ſie den Blick erheben ſollte. Sie that es nicht, es war ihr unmöglich nach dem Vorgefallenen in das klare Auge des Betrogenen zu ſehen. Nach einer für die junge Frau entſetzlichen Pauſe ſagte er mit einer noch größern Ruhe und noch furchtbareren Kälte im Tone als zuvor: „Ich danke Ihnen, Madame, daß Sie mich ſo ſchnell und gründlich geheilt haben. Die Arznei war bitter, aber außerordentlich wirkſam! — Ich empfehle mich Ihnen.“

Er wandte ihr den Rücken und ging mit feſten Schritten der Thür entgegen.

„Bleiben Sie!“ rief Madelaine ſich ihm nachſtürzend und ſeinen Arm ergreifend.

Er ſchleuderte ihre Hand zurück und erwiderte lächelnd: „Wozu? — Meine Geſchäfte ſind beſorgt, ich kann alſo ruhig abreiſen!“

Heinrich ging und Madelaine wagte nicht ihn zurückzuhalten. Im Vorzimmer begegnete ihm aber-

mals Marguerite Valonville. Unbefangen fragte ſie: „Sind Sie fertig?“

Er ſtarrte ſie einen Moment an, dann fiel ihm das Album ein und ruhig antwortete er: „Mit Allem fertig!“

„Sein Sie überzeugt, daß ich Ihre Güte nie vergeſſen werde!“ rief ſie warm und herzlich.

Ihn durchzuckte der Gedanke wie ein Blitzſtrahl, daß ſie ihn abſichtlich zurückgehalten; er ſprach ernſt: „Ich danke Ihnen, mich in jenes Zimmer geführt zu haben.“

Stumm grüßte er das Mädchen nach dieſen Worten und einige Minuten ſpäter lag das Haus hinter ihm, in dem man ſeine Liebe verſpottet, ſein Glück gemordet und ſeine Ehre mit Füßen getreten hatte.

Der Morgen brach an und Heinrich durcheilte noch immer raſtlos die Straßen von Paris. — Als er endlich in ſein Hotel zurückkehrte, fand er dort vom Baron Valonville eine Herausforderung zum Duell vor. Sie ſchoſſen ſich am Nachmittage, und lebensgefährlich verwundet wurden Beide vom Kampfplatz getragen.

Charles genaß früher. Ihn pflegte Madelaine,

die ſich ihm auf dem Krankenbett hatte antrauen laſſen. Heinrich litt noch an den Folgen der Verwundung als der Frühling bereits angebrochen war und die Erde ſich mit dem erſten lichten Grün des jungen Lenzes ſchmückte. Das lange Krankenlager machte ihn aber an Geiſt und Herz geſund. Die Feſſeln, mit denen Eitelkeit und Hochmuth ſeinen ſonſt ſo geſunden Sinn von frühſter Jugend auf umwunden hatten, fielen von ihm ab bei dem ernſten Nachdenken über ſeine Handlungsweiſe. Wochenlang verachtete er ſich ſelbſt, daß er des Anſehens und des Lebens wegen in der großen Welt ſein Herz vom Vaterhauſe abgewendet und alle Bande, die ihn an ſeine ſtille kleine Heimath knüpften, zerriſſen hatte. Dann richtete ihn der Gedanke und feſte Entſchluß: „künftig in der Sphäre zu bleiben, zu leben und zu wirken, in der ſeit Wittekind's Zeiten ſeine Ahnen gelebt und ſegensreich gewirkt hatten" wieder auf. Eine tiefe, brennende Sehnſucht bemächtigte ſich ſeiner nach dem ſtillen, von der Welt abgeſchiedenen Meierhofe in Weſtphalen und — nach Ilſe, an die er unabläſſig dachte!

Die Saaten grünten, die Hecken, die ſeine Fel-

der umzäunten, waren mit den Schneeblüthen des Weißdorn überſäet, und durch das zarte Grün der Pappeln rauſchte der Abendwind, als Heinrich den heimathlichen Boden betrat. — Mit Wonne empfand er das beſeligende Gefühl: „Ich bin zu Hauſe!“ und als er bei einbrechender Nacht noch unter den alten Eichen des Baumhofes wandelte, empor zum hohen Dom des Himmels blickte, den tauſend goldene Sterne ſchmückten, da war es ihm als könne ihn an dieſer einſamen ruhigen Stelle der Welt kein Leid und Weh mehr erreichen.

Dem Schmerze iſt aber der Freipaß durch die ganze Welt gegeben! Unbehindert zieht er durch volkreiche Städte, durch einſame Landesſtriche und überall, wo der Menſch weilt, ob im Palaſte, ob in einer Hütte, er erreicht ihn!

Auch Heinrich fand den Schmerz da, wo er nicht geahnt, ihn zu finden. Er beſuchte am folgenden Morgen Ilſe, zu der ihn die heißeſte Sehnſucht zog. Sie ſaß am geöffneten Fenſter, in deſſen Nähe ihr Webſtuhl ſtand und emſig arbeitete ſie; doch ſtatt des rothen Sammets webte ſie ſchwarzen. — Sie war nur noch das ſchwächſte Schattenbild jener Ilſe, die er an Wittekind's Tomba wiedergeſehn und war

das Opfer der Krankheit, die durch so viele Hütten Westphalens mit verheerenden Schritten zieht und gegen die es keine Rettung giebt.

Wortlos blickte Heinrich auf die arbeitende Weberin, deren Wangen jetzt eine schwache Röthe deckten. Es war die Gluth des langsam zehrenden Fiebers. „Ilse!" rief er leise durch das Fenster. Das Mädchen sah hastig empor. Sie stieß einen jubelnden Laut der Freude aus, erhob sich, um Heinrich entgegenzueilen; doch ihre Füße trugen sie nicht mehr weit. Sie lag auf der Schwelle als Heinrich in das Zimmer kam. Er hob sie auf, führte sie zu einem Sitze und erschüttert sah er auf ihre verfallenen Züge und abgemagerte Gestalt.

Einen furchtbaren Eindruck machten die im ruhigsten Ton der Welt gesprochenen Worte ihrer Tante auf ihn, die kalt sagte: „Ilse hätt dä Aftährung!" (hat die Abzehrung.)

Man spricht in Westphalen, in den Hütten der armen Landbewohner, diese furchtbaren Worte stets so ruhig aus, denn die Schwindsucht ist dort Allen ein wohlbekannter Feind, der, weil sie ihm häufig am eigenen Herde begegnen, wohl den Schrecken für sie abgestreift hat.

Heinrich kannte dieſen böſen Feind der Armen wohl. Oft hatte ihm in ſeiner erſten Jugend deſſen Anblick Entſetzen eingeflößt, nie aber hatte er ihm mit ſo tiefem, wahrem Kummer in's Auge geſchaut, als, da er Ilſe von ihm erfaßt ſah und für ihr Leben bangte, das ihm ſo unausſprechlich theuer geworden war.

Mit einer wunderbaren Ruhe ſprach auch das Mädchen von ihrem Leiden. Einen Moment nur war es ihr furchtbar, als Heinrich ihr eines Tages zuflüſterte: „Ilſe, Du mußt leben, Du mußt geſund werden, denn Du ſollſt mein Weib ſein!“ Ein ſeliges Lächeln überflog ihr bleiches Geſicht. — Zitternd ſchloß ſie dann die Augen und ergeben rief ſie: „Herr mein Gott, nun will ich gern freudig ſterben!“ als Heinrich ſie umarmte und immer und wieder die Worte: „Ich liebe Dich!“ ſagte.

Trotz Heinrich's Liebe, trotz aller Ausſicht auf Glück wurde Ilſe von Tag zu Tag kränker. Als ſie ſeinen Schmerz ſah, tröſtete ſie ihn mild und ſprach freundlich: „Sieh, Heinrich, ich hätte Dir doch nimmer angehören können, da die Unterſchiede unſeres Standes uns für ewig trennen! Ein Sattelmeier darf keine Heuerlingstochter zum Weibe

haben, und König Wittekind, der Dich auf mein heißes Flehen in den Kreis seiner alten Gesaljos zurückgeführt hat, er würde mir es nie vergeben können, mich in den Bund hineingedrängt zu haben, der seit Jahrhunderten treu die alten Gesetze aufrecht erhalten und von den Sitten seiner Vorfahren nicht abgewichen ist."

Für Heinrich hatten diese Vorurtheile seines Standes kein Gewicht. — Er würde Ilse geheirathet haben, wenn eine höhere Hand sie ihm nicht entzogen hätte. Trostlos kniete er vier Wochen nach seiner Heimkehr an ihrem Grabe; und dieses Grab, sowie der Platz an Wittekind's Tomba, waren fortan seine Lieblingsstellen in der Heimath.

Der Arzt, der Ilse von Zeit zu Zeit besucht hatte und ein Schulkamerad Heinrich's war, begegnete ihm eines Tages in Enger. „Wohin willst Du, Heinrich?" fragte er. Heinrich deutete nach der kleinen Kirche.

„Weißt Du, daß sich die hübsche arme Weberin, der Du so viele Wohlthaten erwiesen hast, dort am letzten Dreikönigsfeste den Tod geholt hat?"

Gespannt blickte Heinrich den Doctor an, der ruhig fortfuhr: „Die Ilse war schon etwas leidend

und huſtete ſtark. Da machte ſie bei furchtbarer Kälte am Dreikönigsfeſte eine Wallfahrt zu Wittekind's Grabe, blieb während des Geläuts in der kalten Kirche und ſeit der Stunde trug ſie den Tod im Herzen."

Heinrich antwortete nichts. — Die Freunde trennten ſich. Als der junge Sattelmeier aber an dem Abend aus der Kirche zu Enger trat, da hatte er den Schmerz auch bekämpft, der ihn ſo oft in letzterer Zeit zu Wittekind's Grabmal getrieben. „Ihre Wallfahrt ſoll keine vergebliche geweſen ſein!" rief er. „Nicht umſonſt ſoll ſie ihr Leben für ein Gebet an Wittekind's Grabe zum Opfer gebracht haben! Ich will ein würdiger Nachkommen jener wackern Sattelmeier ſein und kein Schwächling und Träumer werden!" Heinrich hat dieſen Entſchluß ausgeführt und ſein energiſcher Charakter hat den Schmerz beſiegt, der lange Zeit ihn in dumpfes Brüten verſenkt und ſeinen Geiſt in enge Feſſeln geſchmiedet. Weit hinter ihm liegen jetzt die Thorheiten und Schwächen ſeiner erſten Jugend und iſt auch manche ſchöne, manche glückliche Illuſion ſeines Herzens zerriſſen, ſo regt ſich darin doch auch manch' anderes Gefühl, das ihm früher fremd geweſen iſt

und das ihn für verlorenes Glück entschädigt. Er ist der gute Engel seiner Untergebenen und aller Armen jener Gegend. Mit seinen Geschwistern und seinen übrigen Verwandten steht er im freundlichsten, herzlichsten Verkehr und seinen Umgang suchen die Reichsten und Vornehmsten in seiner Nachbarschaft.

Verheirathet ist er noch nicht; doch, da er seit einiger Zeit häufig zu dem alten Freunde seines Vaters fährt, dessen Tochter seinetwegen in einer berühmten Pension erzogen worden ist und er jetzt viel mit dem blühend schönen Mädchen spricht, die er früher nur stumm begrüßt hat, so heißt es nun allgemein: „Der reiche Meier von **dorf wird sich bald verloben.“

Vielleicht wenn das stattliche elegante Wohngebäude ganz eingerichtet ist, das Heinrich neben dem alten Hause hat erbauen lassen, heirathet der junge Sattelmeier die Tochter des alten Sattelmeier. Geschieht das, so sollte man eigentlich auch eine Wallfahrt nach Enger zu Wittekind's Grabe antreten, wenn auch nur aus dem Grunde, um sich zu überzeugen, ob es wahr ist, was die Sage berichtet:

„daß ein frohes, zufriedenes Lächeln über das Steinantlitz des mächtigen Sachsenherzogs gleitet, wenn er abermals die Hoffnung gewinnt, daß der Stamm seiner alten Freunde und Waffengefährten nicht ausstirbt.“

Der triftige Grund.

Zwei Damen, die ſich auf verſchiedenen Gütern in der Nähe von Braunſchweig zum Beſuch befanden, hatten verabredet, die Rückreiſe nach ihrer heimathlichen Rheingegend gemeinſchaftlich anzutreten. Der feſtgeſetzte Morgen — ein Sommertag des Jahres 1857 — brach an und die Eine der Reiſegefährtinnen war zur beſtimmten Stunde an Ort und Stelle, die Andere hingegen hatte ein Briefchen geſendet, in dem nächſt tauſend Entſchuldigungen die dringende Bitte enthalten war: ihrer bis zum Abend zu harren, wo ſie unfehlbar eintreffen würde. Die Pünktliche wollte ſich anfangs ärgern, zog aber vor, es nicht zu thun und ſich ſtatt deſſen die etwaigen Merkwürdigkeiten der Stadt anzuſehen. Man bezeichnete ihr das Reſidenzſchloß des Herzogs, das Muſeum und die Leſſingsſtatue als ſolche. Nach einem Zeitraume von vier Stunden war ſie durch Anſehen von Zimmern, Gemäl-

den, Antiken hinlänglich befriedigt, wenigſtens müde genug, um nach Ruhe Sehnſucht zu haben. Langſam ſchritt ſie bei der entſetzlichen Mittagsgluth durch Braunſchweigs Straßen, gelangte zum Altſtadtmarkt, den das ſchärfſte Sonnenlicht überſtrahlte und hielt dort einige Sekunden an, ehe ſie dieſe, das Auge blendende Lichtfläche betrat. Ihr Blick ſtreifte durch Zufall das Rathhaus. Sein eigenthümlicher Bau frappirte ſie, die eine Verehrerin des gothiſchen Styls war, ſie fand die Thürmchen und Bogen reizend, die offene Galerie herrlich und begriff nicht, daß man ihr dieſes Haus nicht als ſehenswerth bezeichnet hatte; Hitze und Müdigkeit vergeſſend eilte ſie unter die Colonnade, wo ſie eine offene Thür entdeckte. Leute ſtanden in der Nähe des Einganges; ſie fragte, ob das Haus anzuſehen ſei. Man betrachtete ſie mit Erſtaunen und meinte, ſie ſei wohl fremd am Orte und verſicherte ihr dann: „am Rathhauſe ſei nichts Sehenswerthes, ſie müſſe in's herzogliche Schloß gehen, das gar prächtig wäre.“

„Das kenne ich und nun möchte ich dies Rathhaus ſehen,“ antwortete ſie lächelnd, „es gefällt mir!“

Man ſah ſie noch verwunderter an und verließ

ſie kopfſchüttelnd. Die Scene fing an ſie zu beluſtigen, als Einer zu ihr zurückkehrend ſagte: „Glauben Sie, an dieſem alten Dinge iſt Nichts; ſehen Sie ſich lieber die hübſchen neuen Häuſer in den Promenaden an.“

„Und dieſes Rathhaus wird nicht gezeigt?“ fragte ſie.

„Nun, wenn Sie es durchaus ſehen wollen, will ich Ihnen Jemand rufen, der Ihren Wunſch wohl erfüllen kann.“

Der Jemand kam und die Dame wurde nach Vortrag ihres Wunſches gebeten, binnen einer Stunde wieder zu kommen, bis zu welcher Zeit die Schlüſſel zu den obern Theilen des Rathhauſes herbeigeholt ſein würden, die ſich an anderer Stelle befänden. Sie ging und kehrte am Nachmittag zurück.

Der ganze Marktplatz war wie ausgeſtorben, nur unter der Colonnade des Rathhauſes ging ein elegant gekleideter Herr auf und ab. „Das iſt nicht der Führer!“ dachte die Dame und ging an die andere Seite der Colonnade. Nach einigen Minuten bemerkte ſie, daß der Herr ſie forſchend betrachtete. Plötzlich näherte er ſich ihr mit ſchnellen Schritten.

„Aha, der will auch das Rathhaus ſehen und mich um Rath fragen, wie er hier eindringt!“ lauteten ihre Gedanken, als die Anrede:

„Um Vergebung, ſind Sie vielleicht die Dame, die das Rathhaus zu ſehen wünſcht?“ ihren falſchen Combinationen ein Ende machte.

„Ich bin's und erwarte den Führer.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie geleite. Ich habe die Schlüſſel!“

„Sie? Ach, ich bedaure herzlich, Sie incommodirt zu haben.“

„Bitte ſehr, es geſchieht mit Freuden.“

Der Herr eilte voran, die Dame folgte zögernd, denn ihr eleganter Führer ſetzte ſie etwas in Verlegenheit und mit geheimer Angſt entſann ſie ſich, daß ſie außer einem Zehngroſchenſtück nur Gold in ihrem Portemonnaie hatte. Sie verwünſchte alle Gothik, alle Rathhäuſer der Welt, als beim abermaligen Blick auf die hellen Glaceehandſchuh ihres Führers tauſend Stimmen ihr zuriefen: „Dem kannſt Du kein Zehngroſchenſtück bieten!“

Der Herr ſchien ihre Verlegenheit und Sorge zu bemerken, während ſie mitſammen die Treppen erſtiegen und wußte ſie mit Gewandtheit von ihren

Gedanken abzulenken. Mehr noch als ſeine Worte entriß ſie allen Nebengedanken der Anblick des alterthümlichen Baus, die Moſaik der Decken, die reiche Schnitzarbeit an den gothiſchen Spitzbogenthüren. Wie ſtets übte die Vorzeit, die dort aus Allem zu ihr ſprach, einen mächtigen Zauber auf ſie aus und in freudiger Erregung durchwandelte ſie die innern Räume des alten Hauſes. Die feinen geiſtvollen Bemerkungen ihres Begleiters führten ſie immer wieder in die Gegenwart zurück und bald freute ſie ſich, daß die Stadt Braunſchweig Führer hatte, wie ſie ſie ſo unterrichtet und gebildet noch nimmer auf ihren Reiſen gefunden. —

An ſeine erläuternden Bemerkungen knüpfte er hier und da eine kleine Geſchichte und lächelnd meinte er, „die warme Verehrerin der Gothik ſei, wie alle die Perſonen, welche Vorliebe für alte Häuſer hätten, auch eine Freundin romantiſcher Sagen.“ Sie geſtand das zu und er geleitete ſie in Folge deſſen, nachdem ſie das Rathhaus betrachtet hatten, noch zu einigen alten alterthümlichen Häuſern in Braunſchweig, an die ſich ſchauerliche Geſchichten aus vergangenen Zeiten reihen. —

An der alten herzoglichen Reſidenz, vor welcher

der berühmte eherne Löwe Heinrich des Löwen ſteht, ſchieden endlich die Fremde und der Einheimiſche von einander. Verbindlich ſagte er:

„Ich danke Ihnen, mir geſtattet zu haben, Sie über die Grenzen meines Reiches hinaus begleiten zu dürfen.“

„Der Dank iſt durchaus auf meiner Seite, denn ich hörte ſo viel hübſche Sagen und intereſſante Dinge, daß ich —.“

„Daß ich mich etwas mit meinem Führer ausgeſöhnt habe!“ unterbrach er ſie lachend.

„Führer?“ wiederholte ſie fragend.

„Nun, geleitete ich Sie nicht gut?“

„Vortrefflich! Doch Ihr Amt iſt es nicht; Sie haben andere, beſſere Beſchäftigung.“

„Das beſtreite ich entſchieden, es war die angenehmſte, die ich haben konnte.“

„Daß Sie ſie heute hatten, war Zufall!“

„Bitte ſehr! Eigner Wille.“

„Nun, Sie führen doch ſonſt nicht Fremde?“

„Nein, ich pflege ſonſt um dieſe Zeit, namentlich bei ſolcher Hitze, nicht auszugehen; ſondern — zu ſchlafen.“

„Was veranlaßte Sie, mich zu führen?“

„Ein triftiger Grund.“

„Darf ich ihn wiſſen? —“

„Gern. Man kam um die Mittagsſtunde und forderte mir die Schlüſſel zum Rathhauſe ab, die ich in Verwahrung habe, da eine fremde Dame das Innere deſſelben zu ſehen wünſche. Mein Diener wollte ſich bereits auf den Weg machen, als ich ihm die Schlüſſel abnahm, um ſelbſt den Führer abzugeben.“

„Wie ſeltſam.“

„Durchaus nicht! Sie müſſen wiſſen, daß dieſe Schlüſſel ſeit zwölf Jahren — ſage zwölf Jahren — in meiner Verwahrung ſind, ohne daß ſie mir je während dieſes langen Zeitraumes ein einziges Mal zu vorhin erwähntem Zwecke abgefordert worden wären! — Die Fremde, die ſo etwas Einfaches, aber zugleich durchaus Ungewöhnliches in Braunſchweig verlangte, erregte meine Neugierde, und — ich wünſchte ſie kennen zu lernen! Ich hoffe, daß die Triftigkeit und Haltbarkeit meines Grundes Ihnen einleuchten und daß ich meine Neugierde nicht bereue, werden Sie mir ohne Verſicherung glauben.“

Er reichte ihr die Hand. Sie gab ihm lächelnd die ihre; und der eherne Löwe blickte ernſt auf die Scheidenden nieder, die ſich heiter zuriefen:

„Auf ein eben ſo zufälliges Wiederſehen in Zukunft wie unſere heutige Bekanntſchaft eine zufällige iſt!“

Die Christnacht.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel

Der Glanz der Weihnachtskerzen war ſchon lange erloſchen. Mehr und mehr erblich auch der helle Lichtſchein an den Fenſtern der Häuſer, je weiter der Abend vorrückte; nur an einzelnen glänzend erleuchteten Etagen machte ſich eine noch dauernde Chriſtfreude und ein ausgedehnteres Weihnachtsvergnügen bemerkbar. Gleich goldenen Streifen zogen ſich dieſe von einem ſtrahlenden Scheine ſchimmernden Fenſter an den bereits im tiefſten Schatten ruhenden Häuſermaſſen hin – hoben ſich leuchtend aus dem ſchwarzen Dunkel der vorſchreitenden Nacht und feſſelten unwillkürlich für einige Augenblicke die Aufmerkſamkeit der vorüberziehenden Wanderer, welche in der Chriſtnacht des Jahres 18.. durch die nach und nach ſo ſtill gewordenen Straßen der Neuſtadt Dresdens ſchritten.

In einem mit Luxus und Eleganz ausgeſtatteten Salon einer jener noch hell und prächtig erleuchteten Etagen ſtanden, abgeſondert von der übrigen darin weilenden Geſellſchaft, ein Herr und eine Dame. Der Herr war Militair und trug die Galauniform des preußiſchen ** Regiments, in dem er den Rang eines Lieutenants einnahm. Er war dreiundzwanzig Jahre alt; ſein hübſches Geſicht machte ein Ausdruck von Offenheit anziehend, ein Ausdruck von Kühnheit bedeutend und aus ſeinem dunkeln geiſtvollen Auge ſtrahlte deutlich die Freude, welche ihm die Unterhaltung mit der Dame gewährte. Dieſe Dame war von ſeltener Schönheit, eine zarte friſch entfaltete Roſe. Holbein's Madonna ſchien aus dem Rahmen getreten zu ſein, Leben erhalten zu haben; denn Jeden, der dies junge ſchöne Mädchen in Dresden ſah, mahnte ihre liebliche Erſcheinung an jene Meiſterſchöpfung Holbein's. Oft ſchon war dieſer Vergleich laut geworden, wenn Lucile de Vardenne in der Gemäldegallerie geweſen und von Begeiſterung hingeriſſen vor dieſem ſo wunderbar ſchönen Bilde geſtanden. Sie hatte lockiges goldiges Haar, tiefblaue ernſte fromme Augen, zarte Hautfarbe und feine edle Geſichtszüge, in denen ein feſſelnder

Ausdruck von Reinheit, Unschuld und Herzensgüte lag.

Die Wangen des Mädchens, welche für gewöhnlich nur die feine rosige Färbung, gleich dem Innern einer Seemuschel, zeigten, rötheten sich immer tiefer, je länger sie mit dem Officier sprach; der Blick der milden sanften Augen wurde von Secunde zu Secunde leuchtender; die Züge ihres Gesichts belebten sich und ein Lächeln seligen Glücks umspielte häufig die Lippen.

Es schien als ob die beiden jungen Leute sich viel zu sagen und zu erzählen hätten. Sie wurden nicht müde mit-einander zu reden, obgleich sie schon während mehrerer Stunden zusammen gesprochen und während der letzten drei Tage fast unzertrennlich gewesen waren. Sie hatten sich Beide in Dresden zufällig wieder getroffen und ihre Bekanntschaft erneuert, welche sie zwei Jahre zuvor in Berlin gemacht.

Im Laufe der Unterhaltung glitt das Auge des Officiers über die Uhr, die in seiner Nähe auf einem Pfeilertische stand. Er sah, daß die zehnte Stunde vorüber war und erschrak. Die Heiterkeit, von der sein Antlitz zuvor gestrahlt, verschwand und er sagte ernst:

„Ich muß fort, Fräulein Vardenne!“

„O, nein!“ rief ſie lebhaft, „es iſt noch ſo früh, die Meſſe beginnt noch nicht.“

„Ich verſprach, meine Schweſter abzuholen und muß jetzt gehen.“

„Sagen Sie mir, Herr von Sandow, bevor Sie ſcheiden, warum Sie heute Abend oft ſo traurig waren! Was iſt Ihnen begegnet? — Bitte, ſagen Sie es mir offen.“

Ein Ausdruck tiefer Trauer, der an dem Abend zu wiederholten Malen das heitere Geſicht des Herrn von Sandow umſchattet, trübte auch jetzt ſeine Stirn und er entgegnete mit einigem Zögern:

„Ich dächte, ich wäre ſehr heiter geweſen.“

„Nein, o nein!“ rief ſie haſtig, „Sie waren es nicht. Sie kamen ſehr verſtimmt hierher und wurden erſt nach und nach etwas heiterer.“

„Verſtimmt war ich nicht, nur im Herzen tief betrübt!“

Lucile erbleichte. Leiſe fragte ſie: „Darf ich nicht den Grund Ihrer Trauer wiſſen? — Sagen Sie mir, was Ihnen ſo plötzlich zugeſtoßen.“

„Mir ſelbſt iſt nichts begegnet, ich litt nur indirect.“

„Ach, dann ſei Gott gedankt!“ rief ſie mit unverhohlener Freude.

„Er lächelte trübe und ſprach weich: „Ich habe eine Schweſter, die ich innig liebe. Sie hat man unglücklich gemacht.“

Der lichte Schein der Freude, der in der vorigen Secunde das liebliche Geſicht Lucile's erleuchtet, ſchwand bei dieſen Worten. Theilnehmend bat ſie: „O erzählen Sie!“

„Wie kann es Sie intereſſiren, Fräulein Vardenne? Sie iſt Ihnen fremd.“

„Fremd? — Mein Gott, es iſt ja Ihre Schweſter.“

Er blickte ihr bei dieſem vielſagenden Ausruf tief in's Auge. Sie ſenkte das ihrige erröthend zu Boden. Nach einer Pauſe ſagte er düſter: „Ich brauchte Ihnen ſtatt der langen troſtloſen Geſchichte nur die Worte zu ſagen: Es iſt eine alte Geſchichte; doch bleibet ſie ewig neu und wer ſie einmal erfahren, dem bricht das Herz entzwei. Nun wiſſen Sie Alles!“

„O nein, ich will mehr hören.“

Sandow ſprach haſtig. „Meine Schweſter hat ſich in ihrem ſechzehnten Jahre nur mit Einwilli-

gung meiner Mutter mit einem armen jungen Manne, den ſie liebte, verlobt. Sie iſt ſelbſt arm. Mein Vater, welcher in den Freiheitskriegen Invalide wurde, den Abſchied nehmen mußte, kränklich war, zog mit meiner Mutter nach Dresden zu ihren Verwandten. Durch deren Protection erhielt er Schüler, die er in Mathematik, Kriegswiſſenſchaften und Sprachen unterrichtete. Von dem Ertrage dieſer Privatſtunden und einer kleinen Penſion lebte er und ernährte, oft kümmerlich, eine große Familie. Während der Jahre harter Entbehrungen iſt der Entſchluß in ihm reif geworden, keine ſeiner Töchter an einen armen Mann zu verheirathen. Für meine jüngſte Schweſter intereſſirte ſich ſeit einem Jahre ein reicher Herr Baumann. Mein Vater hat das Intereſſe protegirt und Anna heute zur Verlobung gezwungen. Er erklärte ihre vierjährige treue Liebe für Unſinn. Sie hatte mich zur Hilfe herbeigerufen. Ich konnte aber nichts für ſie thun. Sie iſt jetzt jenes reichen Mannes Braut, der ſich heute Abend ſelbſt ihr Jawort geholt. Ich konnte nicht dabei ſein — konnte ſie nicht ſo leiden ſehen.“

Lucile hatte mit Spannung jedem Worte Sandow's gelauſcht. Als er ſchwieg, rief ſie lebhaft:

„Wie konnte ſie nur ihrer erſten Jugendneigung untreu werden!“

„Man zwang ſie durch Bitten, durch Befehl. Es haben in den vergangenen Tagen die entſetzlichſten Scenen Statt gefunden.“

„Bitten, Befehle würden mich nie zum Aufgeben meiner Liebe bewegen können. Ich würde Allem Trotz bieten und ihr treu bleiben. Wie unglücklich wird ſie ſein, wie unglücklich wird ſie bleiben! Reichthum kann ihr nicht ein verlorenes Herz erſetzen. Mit dieſem Herzen, das auch ſie liebt, würde ihr die Hütte ein Palaſt geworden ſein, während nun ein Palaſt eine wüſte Einöde — ihre Hölle ſein wird.“

„Mein Vater ſagt „„Armuth ſei der Tod der Liebe.““

„Das iſt nicht wahr, das kann nicht ſein! Die Liebe lehrt Alles tragen; Glanz und Luxus machen nicht glücklich. Das kann uns nur ein uns verſtehendes Herz machen.“ Lucile's Augen leuchteten, ihre Wangen brannten.

Sandow ſah ihre tiefe Erregung. Leiſe ſagte er: „Könnten Sie, um ein ſolches Herz zu erringen, Glanz und Luxus aufgeben? — Sie ſind das

Pflegekind ſo reicher Leute, Sie ſind ſeit Ihrer Jugend an Glanz, Luxus, Wohlleben gewöhnt. Könnten Sie das Alles verlaſſen, vermöchten Sie in kleinen beſcheidenen Verhältniſſen zu leben, würde Ihnen das Opfer möglich ſein?“

„Ich kann das Alles! Es würde mir kein Opfer ſein, ſondern mein Glück ausmachen.“

Des jungen Mannes Blick ruhte mit Entzücken auf dem Mädchen. Auch ſie ſah ihn an. Beider Augen flammten. Sie waren unfähig, vor Wonne, Glück und Seligkeit zu reden. Tief fühlten ſie nur ihre glühende Liebe für einander und ihre Seelen erlagen einige Secunden dem heftigen Andrange ihrer mächtigen Empfindungen.

Wären Beide nur noch wenige Minuten allein geblieben, das Schickſal ihres Lebens hätte eine andere Wendung genommen! ſie würden Worte ausgetauſcht haben, die ſie aneinander gefeſſelt und gebunden hätten. — — Lucile Vardenne, das zarte ſchwache Geſchöpf, hätte einen ſichern Haltpunkt beim herannahenden Sturme gehabt und Karl Sandow würde beglückt und beſeligt geweſen ſein, für ſie ſorgen, ſie beſchützen zu dürfen, die zu der Zeit ſeines Lebens ſein Ideal war, das er zu erringen ſtrebte.

Die Worte blieben ungesprochen, denn Frau von Wieczelska, des jungen Mädchens Pflegemutter, näherte sich ihrem Lieblinge. Stets besorgt um die zarte Gesundheit Luciles', fürchtete sie den Zug vom Fenster und bat ihre Pflegetochter, den Platz zu verlassen.

Die beiden jungen Leute waren durch diese Kleinigkeit ihrem schönsten süßesten Traume entrissen. Sie blickten sich zwar mit tiefer Bedeutung an, als sie kurz darauf schieden; doch die Gelegenheit, ein bedeutungsvolles Wort auszusprechen, war vorüber. — Sie dachten zwar: „o, wir sehen uns bald wieder," doch sie ahnten nicht, daß nur der gegenwärtige Augenblick dem Menschen gehört, die nächste Zukunft schon nicht mehr sein ist, sondern ihm unerreichbar weit das zu entrücken vermag, was er in der vorigen Secunde sich für ewige Zeiten zu erringen im Stande gewesen wäre.

Zweites Kapitel.

Lieutenant von Sandow war, als er in der letzten Stunde des vierundzwanzigsten Decembers aus dem Hause trat, in dem Baron Wieczelski wohnte, in so tiefes Sinnen verloren, daß er weder die schweren Regentropfen bemerkte, die von dem mit schwarzen Wolken bedeckten Nachthimmel niederfielen, noch es sah, daß die an der andern Seite der Straße vor einem Hause stehende Schildwache bei seinem Erscheinen schleunigst das schützende Dach des kleinen trockenen Asyles verlassen hatte und das Gewehr präsentirte.

Kaum hatte Sandow die Straße betreten, so wandte er seinen Blick zu der im glänzendsten Lichte strahlenden Fensterreihe empor. Ein Lächeln seligen Glücks glitt über sein Antlitz, als er an einem der Fenster plötzlich das Erscheinen einer zarten Frauen-

geſtalt bemerkte und ſah, daß ein von langen Locken umwallter Kopf ſich dicht an die Scheiben lehnte.

Wer weiß wie lange der junge Officier noch mit leuchtendem Auge zu Lucile Vardenne emporgeſchaut, und der das Gewehr präſentirende Poſten mit kläglicher Miene zu ihm hin geſtarrt hätte, wenn nicht der aus der Altſtadt Dresdens laut herüberſchallende Ton der Glocken der katholiſchen Kirche die ruhige Stille der Nacht unterbrochen. Der Officier fuhr bei dieſer Mahnung erſchreckt zuſammen — ſandte noch einen flüchtigen Gruß empor und hüllte ſich dann feſt in ſeinen Mantel. Während er mit beflügelten Schritten von dannen eilte, zog ſich der militairiſche Wachtpoſten nicht minder ſchleunig in das ihm zur Dispoſition ſtehende Aſyl zurück. Er ſteckte zum erſten Male erſt wieder neugierig den Kopf aus ſeinem Häuschen, als eine elegante Equipage vor der Thür des ihm gegenüber liegenden Hauſes anhielt. Lucile Vardenne und ihre Pflegeeltern beſtiegen den Wagen.

Der Officier, der ſehr ſchnell gegangen war, hatte unterdeſſen die Vorſtadt erreicht. Vor einem kleinen Hauſe der Antonſtadt blieb er ſtehen, klopfte an einen der geſchloſſenen Fenſterladen, durch deren

Spalten ein heller Lichtſchein drang, und nachdem er mit dem Klopfen den Ruf: „Anna! Anna!“ vereinigt, wurde in der nächſten Minute die Hausthür geöffnet.

Eine ältliche blaſſe Dame mit kummervollem, aber ſanftem Geſichtsausdruck begrüßte mit leichtem vorübergehendem Lächeln den jungen Mann, der ſie zärtlich umſchlang und küßte; dann nahm ſie aus der Hand des hinter ihr ſtehenden Mädchens das Licht, welches dieſe hielt und rief: „Beeilt Euch fortzukommen, Kinder, denn es iſt ſchon ſpät und die Chriſtmeſſe wird nicht auf Euch warten!“

„Wird es nicht zu ſpät ſein, Karl?“ fragte das Mädchen mit leiſer Stimme.

Der Officier ſah bei dem Ton dieſer klangloſen, kaum hörbaren Stimme in das Antlitz der Schweſter. Es zeigte ſich ihm in ähnlicher Weiſe entſtellt und verwandelt, wie der Ton ihrer ſonſt ſo klaren volltönenden Sprache. Es war ein edles, fein geſchnittenes Geſicht, ſchön durch Züge und Form, aber jetzt ſo den Ausdruck tiefer Verzweiflung und bittern Seelenleids tragend, daß es das Herz beengte, in dies Antlitz zu ſchauen. Dem Bruder mußte der Anblick ſchrecklich ſein, denn er erbleichte

und die Mutter, welche vielleicht fühlen mochte, was in ſeinem Innern vorging, zog den dichten Schleier der Kapuze, die des Mädchens Kopf bedeckte, vor das todtblaſſe Antlitz und ſagte ruhig: „Wie dieſe dunkle Umhüllung Dich doch ſo bleich macht, Anna! Du mußt die Kapuze jedenfalls ändern!“

„Es wird überflüſſig ſein, liebe Mutter, denn unter den Weihnachtsgeſchenken meines reichen Bräutigams iſt ja eine von roſa Atlas, die mir gewiß ganz vortrefflich ſtehen und meine Geſichtsfarbe lebhafter machen wird.“

Die Mutter ſeufzte; der Bruder blickte halb verzweifelt vor ſich hin, als Beide die im ironiſch bittern Tone geſprochenen Worte des Mädchens hörten, dann ergriff er den Arm der Schweſter, zog ihn unter den ſeinigen und rief: „Auf baldiges Wiederſehen, herzliebe Mama!“ und eilte mit ihr fort.

Stumm und ſchweigend ſchritten Beide lange Zeit nebeneinander. Endlich ſagte er: „Es war wohl ſchrecklich, liebe Anna?“

Sie begann zu zittern und antwortete nicht.

„Ich bitte Dich, Anna, rede doch! Wie iſt Dir, wie war es?“

„Es war, glaube ich, eine ſehr eigenthümliche Verlobung.“

„Inwiefern?“

„Nun wohl ganz anders, wie ſie gewöhnlich zu ſein pflegen.“

„Sagteſt Du ihm, daß Du ihn nicht liebeſt?“

„Ja!“

„Sprach er wieder davon, ſich mit Deiner Achtung begnügen zu wollen?“

„Ja! Kurz er ſagte ſo ziemlich Alles, was er bereits geſchrieben hat.“

„War er — war er —,“ Sandow ſtockte.

„Wie ſagſt Du?“ fragte das Mädchen ruhig.

„O, ich meinte, ob er — ob er zärtlich war?“

„Nein, durchaus nicht!“ antwortete ſie lebhaft.

„Das gefällt mir.“

„Mir war es auch lieb. Er gab mir einmal die Hand und ich reichte ſie ihm, als er fortging.“

„Blieb er lange?“

„Bis nach neun Uhr, da kam der Wagen. Ich glaubte, das Kind würde allein fortfahren, doch er fuhr mit.“

„Alſo das Kind hatte er mitgebracht?“

„Es kam ſpäter und war mir unendlich willkommen. Es beſeitigte durch ſeine Unſchuld und ſeine unbefangene Harmloſigkeit die peinliche Verlegenheit. Dieſe kleine Eliſe iſt wirklich reizend. Als ſie ſo laut über die Puppe jubelte, die die Mutter ihr ſchenkte, mußte ich ſie fort und fort mit Vergnügen anſchauen. Momentan vergaß ich darüber des Kindes Vater und das Weh, das er mir zugefügt hat.“

„Gott ſei Dank, Anna, daß dieſe Dir ſonſt ſo ſchreckliche Partie dieſe eine gute Seite, das wirklich allerliebſte Kind hat. Die Erziehung deſſelben wird Deinem Leben Reiz verleihen und Dich gewiß beglücken.“

„Beglücken? — Gott im Himmel, Karl, Du ſprichſt ja ſchon ganz wie die Eltern und ich ſehe kommen, morgen wirſt Du es bereits ebenfalls unbegreiflich finden, wenn ich nicht auf den Knien liege und Gott preiſe, der mir Unwürdigen dies Glück geſandt hat.“

Der Bruder fühlte abermals mit Schmerz die Bitterkeit im Tone Anna's und es that ihm leid Veranlaſſung dazu gegeben zu haben. Er ſchwieg. Nach einigen Minuten rief ſie bittend:

„Verzeihe mir, Karl, doch ich bin unzurechnungsfähig. Ich weiß oft kaum was ich rede!“ Sie brach in Thränen aus und er ſuchte ſie zu beruhigen. Als er ſagte:

„Ich kenne Dich ja, weiß wie gut Du ſonſt biſt!“ bat ſie:

„O, Karl, gebrauche nicht das Wort „gut“, denn das war heute Abend ſtets ſein Ausdruck. Iſt's wahr, daß ich gut bin, ſo werde ich bereuen, ſo geweſen zu ſein, da es ihn zu mir geführt hat. Ich will von heute ab böſe, ſchlecht, leidenſchaftlich werden. Vielleicht giebt er mich dann auf.“

„Anna, Anna!“ rief er mahnend. „Bedenke, was Du ſprichſt.“

„Ach ja, Karl, Du haſt Recht. Laß uns ſchweigen!“

Sie ſchlug ihren Schleier zurück und athmete tief auf, indem ſie in ihrem raſchen Gange inne hielt. Sie hatten die Brücke erreicht, wo der Sturm ſtärker tobte und der Regen heftiger zu fließen ſchien. Ueber ihnen wölbte ſich der dunkle, nachtſchwarze Himmel, zu ihren Füßen rauſchte und wogte die Elbe, deren ſtarke Strömung ſich an den ſtarken Brückenpfeilern brach. Der ſchwache trübe Schein

der Laternen, der noch ſchwächere trübere Reflex dieſes Lichtes auf der dunklen Fläche des Waſſers, war der einzige helle Schein in der ſie umgebenden finſtern Nacht, durch die der Sturm mit unheimlichen Tönen und Klängen dahinzog. Anna lehnte ſich weit über das Geländer und ſchaute in den rauſchenden Waſſerſtrom. Ihrem Bruder war dieſer Anblick ſchrecklich; er ahnte die dunkeln finſtern Gedanken, welche die trauernde Seele des Mädchens durchflutheten und ſanft zog er ſie von dem Geländer fort, indem er ernſt ſagte:

„Sieh nicht in dieſe dunkle Tiefe, Anna! Du biſt viel zu aufgeregt, als daß Dir nicht finſtere unheimliche Gedanken kommen könnten, die Du vielleicht einſt bitter bereuen möchteſt.“

Anna erbebte; doch traurig entgegnete ſie, indem ſie ihren Blick zum Himmel emporrichtete: „Ueberall, wohin ich blicke, dunkel und ſchaurig, überall, wohin ich mich wende, Nacht und Grauen und wie mein Inneres, ſo heute die Welt, die mich umgiebt!“

Langſam ging ſie weiter.

„Macht es Dir, liebe Anna, vielleicht momentan Freude, wenn ich Dir ſage, daß ich glücklich zu wer-

den hoffe?“ fragte der Bruder nach einigen Secunden tiefen Schweigens.

Lebhaft wandte ſich das Mädchen um. Der gänzlich veränderte Ton ihrer Stimme verrieth ihm noch mehr als die Worte herzlicher Theilnahme, daß ihr Schmerz ſie nicht unempfänglich für ſein Glück machte.

„Ja, Anna,“ fuhr er fort, „Lucile Vardenne iſt dieſelbe geblieben. Die lange Trennung von zwei Jahren hat keinen Einfluß auf die Gefühle gehabt, die ſie mir ſchon damals, als ich ſie in Berlin kennen lernte, verrieth. Ich hatte gefürchtet, daß das glänzende Leben in Warſchau mein Bild in ihrer Erinnerung verwiſchen würde; doch nein, es iſt nicht ſo und ihr Herz, das mich Glücklichen unter der Anzahl ihrer Bewerber auserwählte, dieſes treue gute Herz iſt mein, ganz mein!“

„Haſt Du Dich mit ihr verlobt?“

„Noch nicht, aber unſere Seelen ſind bereits eins. Unſere Herzen haben ſich verſtanden und es bedarf jetzt nur noch des letzten bindenden Wortes, unſer Glück feſtzuſtellen und für Zeit und Ewigkeit zu begründen.“

„O, Karl, wie glücklich mich dieſe Nachricht macht.“

„Ich werde Dir Lucile dieſe Nacht zeigen, denn ſie iſt auch in der Kirche und ſiehſt Du ihr holdes Engelsantlitz, ſo denke, daß der Ausdruck ihrer Züge das Spiegelbild ihrer reinen, klaren, unſchuldigen Kindesſeele iſt.“

Anna, die den Bruder unbeſchreiblich liebte, ſchaute eine Viertelſtunde ſpäter in der Kirche mit geſpanntem Intereſſe in das liebliche Geſicht Lucile Vardenne's. Sie vergaß über dieſem Antlitze eine Zeit lang das Weh ihres Herzens.

Im Mittelſchiff der glänzend erleuchteten katholiſchen Hofkirche nahe dem Hochaltare kniete Lucile zwiſchen ihren Eltern. Nicht allein fiel das volle Licht der Kerzen an den Kronen auf ſie, ſondern die vom Hochaltare ausgehende ſtrahlende Fluth von Licht und Glanz überſtrömte ſie mit ihrem hellen Scheine. Ihre großen blauen Augen, die von der Gluth einer frommen Begeiſterung leuchteten, waren erhoben zu Rafael Mengs' herrlichem Altarbilde. Während ihr Blick feſt an der verklärten, zum Himmel ſich aufſchwingenden Erſcheinung des Heilandes hing, lauſchte ihr Ohr den weichen jubelnden Klängen des Engelchores, die mit ihren melodiſchen Stimmen „Christus natus est“ verkündeten.

Lange Zeit blickte Anna auf die Erwählte ihres Bruders und feſt prägte ſich dies reine fromme Bild in ihre Seele. Wie beneidenswerth erſchien ihr dieſe ſchöne liebliche Lucile in den Augenblicken, an der Seite ihrer Pflegeeltern, die nur das Glück ihres Adoptivkindes im Auge hatten, und, wie ſie wußte, bereit waren, jeden Wunſch ihres Herzens zu erfüllen. So dunkel und trübe wie der Blick in ihre Zukunft ſchien ihr der in die Lucile's lichthell und klar zu ſein — ihr eigener Lebenspfad ein dorniger — der Fräulein Vardenne's ein mit Blumen überwucherter!

Anna wurde nicht neidiſch, als ſie das Schickſal dieſes von Glanz und Reichthum umgebenen Mädchens mit dem ihrigen verglich; doch namenloſe Trauer bemächtigte ſich von Neuem ihres Herzens und langſam rann eine Thräne nach der andern über ihre bleichen Wangen. Ihr Bruder bemerkte mit Betrübniß ihre wiedererwachte Trauer — zog ſie ſanft aus dem mittlern Raume der Kirche, den ein Lichtmeer durchfluthete und wo hunderte von Menſchen weilten, unter denen Einzelnen vielleicht die Aufregung des Mädchens nicht entgangen wäre und ſie zu richtigen und unrichtigen Schlüſſen verleitet hätte.

Die Meſſe hatte ſchon begonnen, als Sandow ſeine Schweſter aus dem Mittelſchiffe in den dem heiligen Ignatius von Loyola geweihten Seitenraum der Kirche geleitete, der weniger angefüllt mit Menſchen war. Als ſie die eine der offenen Arkaden durchſchritten, trat hinter einem der nächſten Pfeiler eine Geſtalt auf ſie zu, bei deren Anblick Anna einen leichten Schrei ausſtieß und ſich mit krampfhafter Heftigkeit an den Arm des Bruders klammerte. Dieſer herzzerreißende Schmerzenslaut, der Sandow augenblicklich verrieth, wen das Auge der Schweſter geſehen, dieſer bange Klagelaut verhallte in dem mächtigen Gebrauſe des die Räume der Kirche durchſchallenden Orgelklanges und den lauten Tonwellen des das Herz erhebenden Geſanges: „Gloria in excelsis Deo!“

Sandow's Wink bannte die auf ſie Beide zueilende Geſtalt an ihren Platz, dann führte er Anna in die ganz leere, nur matt erleuchtete Kreuzkapelle. Als er ſah, daß ſie vor dem Grabmal der heiligen Conſtantia kniend im heißen Gebete lag, da ſuchte er Denjenigen auf, dem ſeine Schweſter an dem Tage gelobt hatte zu entſagen.

Lange und anhaltend, eindringlich, wenn auch

leiſe, war ſein Geſpräch mit ihm. Nach Beendigung deſſelben hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß Anna durch ihn der ſchwere Kampf, den ſie zu kämpfen begonnen, nicht noch erſchwert werden würde. Der junge Mann hatte ihm verſprochen, mit Ruhe, Muth und Ergebenheit ein Geſchick tragen zu wollen, das er nicht abzuwenden oder abzuändern vermocht. Sandow drückte ihm nach dieſem erhaltenen Worte die Hand und ſah ihn dann wenige Minuten darauf ſich dem Ausgange der Kirche nähern. Er verſchwand aus derſelben unter dem ſegnenden Zuſpruch des Prieſters: „Dominus vobiscum!“ Dieſe Worte kamen Sandow wie ein prophetiſcher Ausruf für den Forteilenden vor. Er gab ſich der Hoffnung hin, daß mit ihm und ſeinen Entſchlüſſen wirklich der Herr ſein würde, Gott ihn tröſten würde über das ihm von den Menſchen zugefügte Weh.

Sandow fand Anna, als er zu ihr zurückkehrte, noch auf demſelben Platze, wo er ſie verlaſſen. Er blieb an ihrer Seite bis die Meſſe zu Ende war. Am Ausgange der Kirche entdeckte ſein Auge Lucile Vardenne, die ſuchend ihren Blick über die Menge fortgleiten ließ und, wie er wähnte, nach ihm ſich umſchaute. Er durchbrach die dichten Reihen der

ſie von einander trennenden Menſchen, um ihr den letzten Nachtgruß zuzurufen; doch als er ſie faſt erreicht, ſtieg ſie in den Wagen, und als er endlich vor demſelben ſtand, rollte er ſchnell von dannen. In demſelben Augenblicke, wo einige Minuten ſpäter Sandow mit ſeiner Schweſter die Brücke betrat, hatte der Wagen, in dem Lucile ſaß, ſchon das Ende derſelben erreicht. Sandow's Auge verfolgte, ſo lange es vermochte, den ſchimmernden Lichtſchein, den die zu den Seiten des Wagens befindlichen Laternen ausſtrömten. Ein ſeltſames Gefühl von Beklemmung bemächtigte ſich ſeines Herzens, als der ſie Beide trennende Raum von Secunde zu Secunde ſich erweiterte, die durch die Nacht erglänzenden Lichtpunkte immer kleiner wurden und bald ihm ganz entſchwanden.

An das dunkle Vorgefühl einer Trennung für das Leben reihten ſich die finſterſten Bilder der Zukunft, denn Sandow konnte ſie ſich nicht licht und hell denken, wenn er von dem Ideale ſeines Herzens, Lucile Vardenne, geſchieden war. Aus Liebe zu ſeiner Schweſter entriß er ſich aber in dem nächſten Momente der auf ihn eindringenden Fluth düſterer Gedanken. An der Stelle auf der Brücke plötz-

lich ſtehen bleibend, wo zu damaliger Zeit ſich noch auf dem Geländer des Pfeilers das große eiſerne Kreuz erhob, fragte er Anna, indem er ſie bat gen Himmel zu ſehen: „Meinteſt Du nicht vorhin, daß es überall, wohin Du blickteſt, finſter und trübe ſei?“

„Ja!“ entgegnete ſie, langſam die müden Augen emporhebend.

Am dunkel umnachteten Himmel leuchteten über einer drohend ſchwarzen Wolke mit goldenem Schimmer einige hellſtrahlende Sterne.

„Nun, Anna, ſo ſieh denn ein, daß durch das tiefſte Dunkel, durch die finſterſte Nacht, ſich Licht und Glanz Bahn brechen können! Möchten dieſe hellen Sterne ein gutes Omen für Dich ſein, Dein Lebenshorizont nicht ſo umnachtet bleiben, wie Du vorhin in Deiner Verzweiflung wähnteſt.“

„Wähnteſt! — O, Karl, möchteſt Du Recht haben, möchte meine Vorahnung nur ein Wahn geweſen ſein.“

„Laß es uns mindeſtens hoffen, Anna! Die Zukunft wird es ja entſcheiden, ob ſich die Wünſche und Hoffnungen oder die Ahnungen und Befürchtungen, die wir in dieſer Chriſtnacht gehegt, erfüllen werden.“

Drittes Kapitel.

Sehnsuchtsvoll schaute Lucile Vardenne am Nachmittage des ersten Weihnachtsfeiertages die Straße hinab, auf der Sandow, den sie schon am Morgen vergeblich erwartet, sich noch immer nicht zeigen wollte. Endlich erblickte sie ihn nach langem Warten, und laut klopfte ihr Herz als er sie grüßte. Sie stand im Begriff ihm entgegen zu eilen, als ihr Pflegevater mit den Worten: „Lucy, Deine Mutter ist in Ohnmacht gefallen!“ in das Zimmer trat. Des Mädchens Schreck verwandelte sich in Entsetzen, als sie ihren Vater ansah, dessen Antlitz eine fahle Bläße bedeckte und dessen Gestalt convulsivisch zitterte.

„O, Gott, Du bist ja auch krank!“ rief Lucile. „Was ist geschehen? Ihr ließt mich den ganzen Tag allein!“

„Geh zu Deiner Mutter, denn ich bedarf Deiner nicht!“ erwiderte der Baron Wieczelski mit eiſiger Kälte, indem er ſich den ihn umſchlingenden Armen Lucile's ſchnell entwand und einen Blick auf ſie warf, als empfinde er Abſcheu vor ihr.

Lucile ſtarrte erſchrocken in das Geſicht Desjenigen, das ſonſt den Ausdruck zärtlicher Liebe bei ihrer Annäherung verrathen.

Ein Diener trat plötzlich in's Zimmer und meldete: „Lieutenant von Sandow.“

Lucile erbebte und rief in Angſt und Verwirrung: „Sagen Sie, daß Niemand zu Hauſe iſt!“

Der Diener ging. Lucile näherte ſich abermals ihrem Vater. Als er ſie aber von Neuem mit Heftigkeit von ſich wies, enteilte ſie dem Gemache und begab ſich zu ihrer Mutter, von der ſie Aufklärung über das ſonderbare Benehmen ihres Vaters zu erhalten hoffte.

Baron Wieczelski trat in Gedanken verſunken an das Fenſter, an dem wenige Minuten zuvor Lucile geſtanden. Mechaniſch ſchob er den Riegel deſſelben vor und zurück, blickte auf die Straße und ſah weder die Vorübergehenden, noch bemerkte er den Gruß des Lieutenant von Sandow. Er fuhr aber

aus ſeinem tiefen Sinnen empor, als der Bediente, der in das Zimmer zurückgekehrt war, ohne daß er es gehört, vor ihm ſtand und laut ſagte:

„Der Herr Lieutenant laſſen den Herrn Baron dringend um einige Minuten Gehör bitten.“

„Welcher Lieutenant?“

„Herr von Sandow! Ich wies ihn eben zurück; doch hat er den Herrn Baron am Fenſter geſehen und wünſcht —“

„So laſſen Sie ihn eintreten,“ entgegnete Herr Wieczelski gleichgültig.

Dem Baron fiel es durchaus nicht auf, daß Sandow mit allen Anzeichen der lebhafteſten Aufregung ihm entgegenkam; doch der junge Mann bemerkte mit tiefem Schmerz die gänzliche Veränderung im Benehmen des Herrn von Wieczelski, der ſich ihm mit langſamem gemeſſenem Schritte näherte und mit auffallender Kälte ſagte: „Sie wünſchten mich zu ſprechen, mit was kann ich dienen?“

Sandow dachte nicht anders, als daß der Baron ſeine Abſichten durchſchaut habe und ihn zurückzuweiſen denke, bevor er noch einen Antrag zu machen gewagt. Eine glühende Röthe bedeckte ſein Geſicht, als er in offenbarer Verlegenheit die Worte

hervorstieß: „Ich habe heute Morgen die Nachricht erhalten, daß ich zum Adjutanten meines mir sehr wohlwollenden Commandeurs ernannt worden bin! — Ich wollte mir erlauben, Ihnen und Ihrer Familie diese Beförderung mitzutheilen, da ich von Ihrem Wohlwollen, Ihrer Güte — —"

„Bitte, bitte, Herr von Sandow! Von Güte ist nicht die Rede. Sie waren uns ein lieber Bekannter und herzlich freut mich Ihr Avancement. Ich gratulire bestens."

Etwas beruhigt durch diese Worte und erfreut über den ihm zu Theil gewordenen Händedruck, sagte Sandow, „dürfte ich nicht Ihrer Frau Gemahlin —"

„Meine Frau, mein bester Herr von Sandow, ist unwohl — krank!"

Sandow lächelte bitter. Er hielt diesen Einwurf für eine ebenso unwahre Ausrede, als die gewesen war, unter welcher er vom Bedienten zurückgewiesen worden. Er wollte noch etwas versuchen und fragte: „Kann ich nicht einen Moment Fräulein Vardenne sprechen?"

„Sie ist nicht zu Hause."

„Ich ſah ſie aber vorhin am Fenſter! Weshalb verläugnet ſie ſich?“

„Damen haben mitunter kleine Launen!“ erwiderte der Baron mit erzwungenem Lachen. Ernſt ſetzte er hinzu: „Ich weiß nicht, warum ſie Ihnen den Beſcheid ſandte, als Sie ſich melden ließen, wahrſcheinlich weil es die gewöhnliche Ausrede der Damen iſt, wenn ſie ſich augenblicklich nicht zu helfen wiſſen. Die Wahrheit iſt, daß ich ſie zu meiner Frau ſchickte.“

„Verzeihen Sie, Sie ſchickten ſie fort, als ich mich anmelden ließ?“

„Schon früher gab ich ihr die Weiſung, da meine Frau ohnmächtig geworden.“

„Der Zufall kam plötzlich?“

„Sehr! Ich hoffe, er wird vorübergehend ſein und ſie nicht verhindern, die Reiſe anzutreten, welche ſie projectirt.“

„Wie, Sie wollen Dresden verlaſſen, Herr Baron?“ —

„Ich wohl nicht! Meine Frau gedenkt zu reiſen.“

„Wird — wird Ihr Fräulein Tochter Ihre Frau Gemahlin begleiten?“

„Fräulein Vardenne wird mit ihr reiſen.“

Der kurze bestimmte Ton, mit dem der Baron die letzten Worte sprach, frappirte Sandow auf's Aeußerste. Er glaubte darin den Sinn zu lesen: „Fräulein Vardenne soll Dresden verlassen, weil Du hier bist, der Du gewagt den Blick zu meiner Adoptivtochter zu erheben.“ Mechanisch fragte er weiter:

„Nicht wahr, Herr Baron, gestern Abend war diese Reise noch nicht projectirt?“

„Nein, doch Sie wissen, es können sich bei uns Ausländern plötzlich Umstände ereignen, die uns rasch in die Heimath zurückrufen.“

Sandow glaubte die Umstände zu kennen, die diese plötzliche Abreise der Frau von Wieczelska herbeigeführt. Er war überzeugt, daß Lucile ihrer Mutter die Neigung zu ihm verrathen und die Eltern eine Trennung beschlossen hatten. Aus bitterer Erfahrung der letzten Tage wußte er, was der Wille und die Ueberredung der Eltern zu vermögen im Stande sind. Tief betrübt und gänzlich niedergeschlagen entfernte er sich aus dem Hause, das er mit so frohen Hoffnungen an dem Tage betreten hatte.

Viertes Kapitel.

Baron Wieczelski dachte des jungen Mannes ſchon nicht mehr, als Sandow kaum die Schwelle ſeines Zimmers überſchritten. Er ging unruhig einige Male auf und ab, zog dann ein ſchon ganz zerknittertes Papier aus der Bruſttaſche ſeines Rockes, glättete daſſelbe und las immer von Neuem die Worte:

„Stanislaus! Du verließeſt mich einſt, weil Du mich untreu wähnteſt. — Du beantworteteſt keinen meiner Briefe, in denen ich Dir meine Unſchuld verſicherte. Ein Jahr ſpäter warſt Du mit der engelſchönen Tochter der Marquiſe de Valancroix verheirathet und ſchriebſt mir, Du ſeiſt glücklich, ich möchte Dich nicht weiter behelligen und bateſt mich, das dem Briefe beigefügte Geld für unſer Kind — meine Adele — zu verwenden, für

die Du auch ferner ſorgen wollteſt. — — Ich ſandte Dir das Geld zurück und verließ an demſelben Tage mit meinem acht Monate alten Töchterchen Paris und kehrte in meine Vaterſtadt Warſchau zurück. Unter fremdem Namen trat ich dort wieder auf und erwarb mir als Cecile Leonville bald gleichen Ruhm, wie ich ihn mir in Paris als Kathinka Orczinska begründet. Wenige Monate ſpäter folgte ich einer Aufforderung nach Petersburg. Da erſparte ich mir in fünf Jahren hinreichende Mittel, um ferner, bei beſcheidenen Anſprüchen, mit meiner Tochter leben zu können. Ich verließ die Bühne, reiſte nach Paris, lebte dort über zehn Jahre in tiefſter Zurückgezogenheit und widmete mich ganz der Erziehung meines geliebten Kindes, das von Tag zu Tag mehr die Züge Deines mir ewig theuern Angeſichts annahm und jetzt Dein vollkommenes Ebenbild geworden iſt.

„In Paris hörte ich bereits vor zehn Jahren, daß Claire de Vilancroix, Deine Frau, nicht der reine Engel geweſen, für die Du das damals neunzehnjährige Mädchen gehalten, als Du um ihre Hand warbſt, nachdem ſie kaum mit ihrer

Mutter nach Paris gekommen und dort in Gesellschaften aufgetreten war. Vor acht Jahren erfuhr ich, daß Du eine Lucile Vardenne, angeblich die Tochter einer Stiefschwester Deiner Frau, aus dem Kloster bei Paris, wo das Kind bis zu seinem zehnten Jahre gewesen, genommen hättest. Auch hörte ich, daß Du diese Lucile, welche die Tochter Deiner Frau ist — zu adoptiren beabsichtigtest. — Um Dir nicht wehe zu thun, schwieg ich damals zu den feinen Ränken, mit denen Dich Deine sanfte, engelgleiche Gattin umgarnte, aber jetzt löst die Liebe zu meiner — Deiner Tochter — meine Zunge! Adele, die nun siebzehn Jahre zählt und ein vollendet schönes, reines, gutes Wesen ist, will nämlich, weil unsere Mittel gänzlich erschöpft sind, ihr Talent für das dramatische Fach auf der Bühne verwerthen. Sie will, um für mein Glück zu sorgen, ihre tiefe Abneigung gegen die Oeffentlichkeit überwinden und eine Carrière ergreifen, wie ihre Mutter. — Diese Carrière war mein Unglück! — Kann diese Bahn meine bis dahin so engelreine gute Tochter nicht auch in's Verderben führen, Schmach über sie bringen? — Jetzt, wo sich das Schicksal Deines Kindes

entſcheiden ſoll, ſollſt Du als Vater eine Stimme haben. — Wir ſind geſtern Abend in Dresden angekommen. Komm zu uns, ſieh Deine Tochter und entſcheide! Entſcheide, ob Du als reicher Mann Etwas für ſie und mich thun willſt — oder ob Adele mich künftig ernähren ſoll, indem ſie Schauſpielerin wird. — Erſcheinſt Du bis morgen nicht in unſerm Hôtel, ſo reiſen wir nach Paris und dort tritt Deine Tochter unter dem Namen Adele Orczinska auf.

„Wie auch Dein Entſchluß ausfällt — ich bleibe jetzt wie ſtets mit treuer inniger Liebe

Deine

Kathinka.“

Als Baron Wieczelski, nachdem er zu wiederholten Malen dieſen Brief durchleſen, ſein Auge auf dem Worte „Kathinka“ haften ließ und an dieſen Namen ſich tauſend ſüße Erinnerungen ſeiner Jugendzeit und dieſe ſchöne Geliebte früherer Tage reihten, wo um Kathinka ſich alle Gedanken und Gefühle gedreht, ſie der Inbegriff ſeines Glücks geweſen, da ſchreckte ihn Geräuſch leichter Schritte aus ſeinen Träumereien empor. Er blickte auf. Seine Frau nahte ſich ihm, lag im nächſten Au-

genblick zu ſeinen Füßen und rief in flehendem Tone:

„Verzeih, o verzeihe!“

„Ich kann nicht! Ich ſagte es Dir ſchon vorhin! Von Jugend auf haßte ich nichts mehr als Falſchheit und Heuchelei! Du biſt ſeit einer langen Reihe von Jahren falſch gegen mich geweſen und haſt Gefühle gegen mich geheuchelt, die Du wohl nie empfunden. Es bleibt bei der Verabredung, die wir vorhin getroffen und wir trennen uns jetzt.“

„Was ſoll ich Lucile ſagen? O, erbarme Dich ihrer!“

„Sage ihr die Wahrheit, denn es wird das Beſte ſein, daß Du ferner offen handelſt.“

„Ich kann es nicht. Sie ahnt, weiß und vermuthet nichts!“

„So überraſche ſie, wie Du mich überraſcht haſt.“

„Stanislaus! Wo iſt Deine Liebe, Deine Güte, Deine Freundlichkeit?“

„Verſchwunden!“ ſagte er mit einer ſo entſetzlichen Kälte, daß ſeine Frau ſchauderte.

„Du haſt kein Erbarmen mit dem reinen unſchuldigen Weſen?“

„Du laſeſt den Brief Kathinka's! Hatte ich Erbarmen mit meiner Tochter?“

„Lucile ſoll alſo die Schande ihrer Mutter erfahren?“

„Adelen iſt dieſes Gefühl auch nicht erſpart geblieben!“

„Du biſt entſetzlich!“

„Du warſt es.“

„So leb' denn wohl, Stanislaus!“

„Lebe wohl, Claire, und Dir verzeihe Gott, da ich es nicht vermag.“

Fünftes Kapitel.

Einige Stunden ſpäter verließ Frau von Wieczelska mit ihrer Tochter Dresden. Lucile's Wangen bedeckte Todtenbläſſe; doch kam kein Wort der Klage oder des Vorwurfs über ihre Lippen; ihre Augen ruhten nur mit dem Ausdrucke der zärtlichſten Liebe auf dem verweinten kummervollen Antlitz ihrer Mutter.

Während Lucile mit Angſt und Sorge ihre Mutter betrachtete, hing der Blick des Barons Wieczelski mit Stolz und Wohlgefallen an der ſchönen, großen und ſchlanken Geſtalt ſeiner Tochter. Er wurde nicht müde, ihr geiſtvolles intelligentes Geſicht zu betrachten, das in reicher Fülle glänzend ſchwarze Locken umrahmten, mit denen der glückliche Vater tändelnd ſpielte, wenn ſein Kind ſich ihm zu

Füßen warf, ſeine Hände küßte oder neben ihm ſaß und den Kopf vertrauend an ſeine Bruſt legte.

Mit Thränen im Auge betrachtete die einſt ſo verführeriſche und hinreißende, jetzt noch immer anziehende, hübſche Kathinka Orczinka die Gruppe. Sie reichte zu wiederholten Malen dem Geliebten ihrer Jugend ihre feingeformte, reizende Hand. Als Baron Wieczelski endlich nach Mitternacht ſich aus dem kleinen Kreiſe losriß, um in ſeine Wohnung zurückzukehren, da geleitete ihn Kathinka bis in's Vorzimmer.

„Dank, tauſend Dank, Stanislaus!“ hauchte ſie leiſe. Sie ſchlug ihre großen melancholiſchen Augen langſam auf und blickte ihn an.

„Dank, Kathinka?“ rief er leidenſchaftlich und umſchlang ihre feine biegſame Geſtalt. „O, nein, noch verdiene ich ihn nicht! — Aber ſei verſichert, Du ſollſt gerächt werden! Iſt ſie erſt tief, tief gedemüthigt, dann will ich Dich erheben ſo hoch ich kann. Als mein angebetetes Weib ſollſt Du künftig leben und Adele Orczinska, nicht Lucy Vardenne wird die Erbin meines Vermögens.“

„O, nein, Stanislaus! Nimmer, nimmer! Das war nicht meine Abſicht!“ entgegnete Kathinka, ihr

Antlitz in den Händen verbergend. „Sie iſt Deine Frau, ſie ſoll es bleiben! Ihr Kind ſoll Dein Kind ſein. Du ſollſt nicht Beide verſtoßen!“

„Liebſt Du mich denn nicht mehr, Kathinka?“ fragte er leiſe.

Sie umſchlang ihn jetzt mit Glut und Leidenſchaft und rief mit einer vor tiefer innerer Bewegung vibrirenden Stimme:

„Dich nicht mehr lieben? — Du biſt noch wie einſt mein Leben, mein Glück, meine Seligkeit, mein Ein und Alles! Und da ich jetzt wieder an Deinem Herzen liege, möchte ich ſterben — in dieſem Gefühle des Entzückens von der Erde ſcheiden!“

„Du ſollſt nicht ſterben! Du ſollſt leben, um künftig mein Ein und Alles zu ſein, Kathinka.“

Ein heißer Kuß beſiegelte den neugeſchloſſenen Bund. Baron Wieczelski riß ſich endlich los. Kathinka Orczinska trat mit triumphirenden Lächeln zu ihrer Tochter in's Zimmer. Dieſe empfing ſie mit lautem Applaus und rief lachend aus:

„Mama, Du ſpielteſt nie beſſer wie heute! — Hätte dies Feuer Monſieur Abartelle geſehen, er würde Dir nicht den Laufpaß gegeben, ſondern Dich bei ſeiner Truppe behalten haben.“

Kathinka blickte ihre Tochter an, die auf einem Divan lag und ſagte kalt:

„Einmal ſpielte ich heute für mich ein kurzes Vergeltungsſpiel nach langer, heißer, bitterer Rache; dann ſpielte ich für Dich, um Dir, die Du nichts kannſt als boshaft und ſchlecht ſein, einen Palaſt zu erbauen, in dem ſich die Schlechtigkeit Deines Herzens beſſer verhüllen und leichter verdecken laſſen; drittens ſpielte ich heute noch einmal, um in Zukunft nicht mehr ſpielen zu brauchen, da, wenn man ſich fünfundzwanzig Jahre auf den Bretern bewegt hat, endlich gern ausruhen und auf möglichſt gutem Boden feſten Fuß faſſen möchte.“

„Deine drei Motive haben Dich zu herrlichem Ziele geleitet! Ich danke Dir beſtens, denn, benehmen wir uns nur einigermaßen klug, ſo haben wir in Zukunft nicht mehr die Sorgen der Vergangenheit, ſondern ein ruhiges, glückliches Leben. Doch, Mama, was iſt's mit dem Vergeltungsſpiel? Das muß ich wiſſen!“

Fräulein von Vilancroix raubte mir einſt, als ich noch gut und tugendhaft war, das Herz meines Bräutigams, ſpäter das meines Geliebten. Ich nehme ihr jetzt aus Revanche den Gatten.“

„So, so!“ sprach Adele sinnend, „das war freilich eine starke Rechnung; doch, Mama, mir scheint, Du hast ihr ihre Schuld heute gründlich bezahlt.“

„Das hoffe ich, und nun, gute Nacht, mein Kind, und bitte Gott, daß er uns vor Graf Arles bewahrte, denn er ist der Einzige, der unsere Verhältnisse kennt.“

„Bewahrt? — Hm! — Nein, nein, Mama, Alfred ist nicht so schlimm und ich liebe ihn noch immer.“

Sechstes Kapitel.

Die Baronin Wieczelska lebte ein Jahr, bis die gerichtliche Scheidung, die ihr Mann beantragt hatte, erfolgt war, auf seinem Gute Wersobianka in der Nähe von Warschau. Sie verließ es aber kurze Zeit nachdem, da er sie ersuchte, sich einen andern Wohnort zu wählen, indem seine jetzige Frau, Kathinka Orczinska, im Sommer einige Monate dort zuzubringen gedenke. Zu ihren entfernten Verwandten in Frankreich konnte sie sich nicht entschließen zurückzukehren; und da überhaupt ihre Geldmittel sehr beschränkt waren, entschied sie sich dafür, keine weitere Reise zu machen. Sie wählte zum Aufenthalt das Dorf Wola unweit Warschau, wo sie, wie sie sich überzeugt hielt, ihre Bekannten und ihr Gatte am wenigsten vermuthen würden.

In tiefer Einsamkeit lebte sie dort unter ihrem

ehemaligen Namen, Claire de Vilancroix. Drei Jahre ſtörte ſie Niemand und ſie ſowohl wie ihre Tochter verließen das Haus nur, um in die Kirche zu gehen.

Aus der Meſſe folgten ihnen eines Morgens zwei Herren. Namentlich der Eine derſelben ließ es ſich auch ſpäterhin angelegen ſein, ihnen zu begegnen, einen Gruß anzubringen, wo er konnte und zu verrathen, daß Lucile ihn lebhaft intereſſire. Nach einigen Wochen erhielt Frau von Wieczelska einen Brief von dem jungen Manne, in welchem er ſich als ihr Landsmann und zugleich als ein entfernter Couſin, als „Herr von Carnauſſonne," zu erkennen gab. Er bot ihr ſeine Dienſte an und bat um Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. Frau von Wieczelska gab dieſe Erlaubniß und nachdem Armand von Carnauſſonne ſie errungen, benutzte er ſie ſo viel wie möglich. Er beſaß einen lebhaften Geiſt, viel Gewandtheit und war ſehr ſchön. In Lucile Vardenn's Herzen erblich vor der blendenden Erſcheinung Armand's nach und nach das Bild ihrer erſten Jugendliebe und Karl Sandow wurde bald nur eine leiſe wehmüthige Erinnerung, die ſich mit den Reminiscenzen an vergangene beſſere Zeiten vermiſchte.

Kaum zwei Monate nach Carnauſſonne's Eintreten in ihr Haus erkrankte Frau von Wieczelska an einem heftigen Fieber; und vierzehn Tage ſpäter ſtarb ſie, ihre Tochter Carnauſſonne anempfehlend.

Lucile Vardenne, die den ſchwächſten Charakter und das weichſte Herz der Welt beſaß, war wie vernichtet nach dieſem plötzlichen harten Schickſalsſchlage.

Armand von Carnauſſonne war ihre einzige Stütze, ihr Troſt und Glück. Sie dachte keinen Augenblick daran, — als wenige Wochen nach dem Tode ihrer Mutter er ihr vorſchlug, ſich mit ihm ſchnell trauen zu laſſen, dies Anerbieten zu prüfen, ſondern entriß ſich nur momentan der Lethargie, in die das Leid ſie verſenkt, um Armand mit mattem Lächeln die Hand zu reichen und mit leiſen Worten ihre Zuſtimmung zu geben. Er ordnete in wenigen Tagen ihre Angelegenheiten, verkaufte ihre Sachen, führte ſie eines Morgens in ein ſchönes Haus, geleitete ſie nach einigen Stunden in ein Zimmer, wo ein Altar errichtet war und ein Prieſter ſie erwartete. Lucile Vardenne ſprach dort in Gegenwart der alten Dienerin ihrer Mutter und zwei Freunden des Herrn von Carnauſſonne das feierliche Gelübde

aus, das sie an ihn band, und segnend legte der jugendliche Priester ihre Hand in die ihres Beschützers und Verlobten.

Gegen Abend erhielt Herr von Carnaussonne in Gegenwart seiner Gattin einen Brief. Nach Lesung desselben barg er sein Gesicht in die Hände und schien wie vernichtet. Lucile erfuhr endlich, daß sein Vater dem Tode nahe war und ihn zu sehen verlangte. — Sie fand es natürlich, daß er dem Wunsche des Sterbenden zu willfahren gedachte und war bereit ihrem Manne zu folgen.

Eine Stunde darauf saß das junge Ehepaar in einer Extrapost. Weinend blickte die alte Dienerin Frau von Wieczelska's dem entschwindenden Wagen nach, während zwei junge Herren, die am Fenster des gegenüberliegenden Hauses standen, laut lachten, und sich dann nach dem Zimmer umwendend einem andern jungen Manne zuriefen:

„Jean, da fliegt das von Ihnen eingesegnete Paar von dannen! Victoria, wir haben gesiegt!"

Der Angeredete, der den Kopf in die Hand gestützt da saß, blickte empor und sagte ernst:

„Ich glaube, das Gefühl, das ich empfinde, heißt

Reue und ich gäbe was darum, wenn ich mich an dem Streiche Alfred's nicht betheiligt hätte!"

„Bah! Thorheit!" entgegnete der Eine.

„Was wäre das Leben ohne Scherz!" rief der Andere und füllte dem momentan Reuigen das vor ihm ſtehende Glas mit Champagner.

Jean, Graf von Arles, fuhr mit der Hand über ſein Geſicht, als wolle er die Gedanken verſcheuchen, die ſeinen Kopf durchkreuzten und ſagte dann mißmuthig:

„Nun wenigſtens eine harte Strafe habe ich lange Zeit für meine Thorheit, denn bis mein Bart wieder ſo iſt, wie er noch heute Morgen war, ehe ich mich als Prieſter coſtumirte, darüber werden gewiß Monate vergehen. Hole der Kukuk dieſe Trauung!"

Seine Gefährten lachten und fragten neckend:

„Wird Frau von Jaroslawska Sie auch ohne Bart noch lieben?"

„Diable!" ſchrie der junge Graf aufſpringend, „das fehlte mir noch. Ich dachte durchaus nicht an ſie, als mein Couſin mich heute Morgen zu der Comödie überredete. Lebt wohl, denn ich muß zu ihr, muß ſo ſchleunig wie möglich mein Schickſal erfahren!"

Siebentes Kapitel.

Die Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten, die Fürsorge und Freundlichkeit, mit welcher er sie behandelte, ließen Lucile weniger den Verlust ihrer Mutter empfinden. Der Glanz und Luxus, mit dem Armand sie umgab, thaten ihr, die von Kindheit auf verwöhnt gewesen und während der letzten Jahre unter Entbehrungen mancherlei Art gelitten, sehr wohl. Bei ihrem sorgenfreien, friedlichen, glücklichen Leben, das sie führte, berührte es sie kaum, daß ihr Schwiegervater nicht, wie ihr Mann ihr erzählte, einverstanden mit der Heirath seines Sohnes war.

Lucile hatte Carnaussonne, bei ihrer Ankunft in Paris, gebeten, sie gleich mit zu seinem kranken Vater zu nehmen; doch war ihr der Wunsch unter dem Vorwande verweigert worden, daß er seinem Vater,

der ihm eine andere Partie zugedacht habe, nicht sagen dürfe, daß er sich in Warschau verheirathet, indem die Aufregung, welche diese überraschende Nachricht nach sich ziehen würde, üble Folgen auf seine ohnehin angegriffene Gesundheit haben könne. Lucile sah das Richtige dieser Befürchtungen ein und beschloß, in Geduld das Fernere abzuwarten.

Einige Wochen später setzte Carnaussonne Lucile von der gänzlichen Wiederherstellung seines Vaters, aber auch von dessen Zorne über seine Heirath in Kenntniß. Sie war betrübt und weinte; Armand aber tröstete sie mit der Hoffnung, baldigst seinen Vater auszusöhnen. Lucile fragte im Laufe der nächsten Monate wohl manchmal, wie sich die Sachen gestaltet hätten und ob sein Vater sie nicht sehen wolle; doch später unterließ sie es, den Gegenstand anzuregen, weil sie bemerkte, daß es ihren Gatten verstimmte, davon zu reden.

Armand, der sich Lucile anfangs nur von heiterer angenehmer und liebenswürdiger Seite gezeigt, wurde nach Verlauf eines Jahres, ernst, wortkarg und verdrießlich. Sie sah mit schmerzlichem Staunen diese Veränderung und forschte eines Tages, als er einmal wieder gut und freundlich war, nach

dem Grunde ſeiner Mißſtimmung. Armand ſeufzte und nach einigem Zögern geſtand er Lucile, daß er in entſetzlichſter Geldverlegenheit ſei, weil ſein Vater ihm in ſeinem noch immer anhaltenden Zorne alle Mittel entziehe, ſein Leben in der begonnenen Weiſe fortzuſetzen. Lucile verſtand den Wink. Sie fing an ſich einzuſchränken. Armand ſchien darüber in Verzweiflung und, um ihn zu beruhigen, der ſich anklagte, deutete ſie an, daß ſie ja ſchon einmal nach einer Zeit des Glanzes, Armuth und Elend kennen gelernt. Er forſchte nun nach ihren frühern Schickſalen. Lucile glaubte, als er ernſtlich darnach fragte, ihm kein Geheimniß daraus machen zu dürfen.

Sie erzählte das Wenige, was ſie von dem Leben und Geſchick ihrer Mutter wußte. Als ſie zu der Kataſtrophe kam, die in Dresden durch Kathinka Orczinska, der jetzigen Frau ihres frühern Pflegevaters, herbeigeführt worden, da war ſie ſo tief ergriffen und erſchüttert, daß ſie nicht bemerkte, welche Wirkung die Nennung dieſes Namens auf Armand ausübte.

Unter ſtrömenden Thränen ſetzte Lucile ihren

Bericht fort. Erſt als ſie erſchöpft inne hielt, fragte er lebhaft:

„Und jene Orczinska iſt jetzt wirklich Baronin Wieczelska?“

„Gewiß, und ihre Tochter Adele von ihrem Vater adoptirt worden.“

„Wunderbar!“ rief Armand lachend.

Lucile ſah ihn erſtaunt an. Er ſetzte etwas verwirrt hinzu:

„Nun, iſt es nicht zum Lachen, daß Creaturen wie dieſe Orczinska und ihre Tochter ſolches Glück machen?“

„Kennſt Du ſie?“

„Oberflächlich. Die Mutter ſpielte hier fortgeſetzt im Theater des Faubourg ** und ihre Tochter trat dort auch einige Male auf. Sie machte aber trotz ihrer Schönheit Fiasko, weil ſie nicht drei Worte auswendig zu lernen vermochte. Monſieur Abartelle, der Inhaber des Theaters, entließ zuletzt Beide.“

„O, wie anders lauteten die Nachrichten, die ſie meinem Va—, dem Baron Wieczelski,“ verbeſſerte Lucile raſch, „gegeben.“

„Ja, beſte Lucile, mit Wahrheit und Offenheit

erreicht man überhaupt nicht viel im Leben, da hilft Lug und Trug beſſer.“

„Das iſt ja aber ſchrecklich, Armand.“

„Schrecklich, aber wahr!“ antwortete er mit leichtem Achſelzucken und verließ das Zimmer.

Einige Stunden darauf wurde Lucile ein Brief gebracht und dieſer lautete:

„Geliebte Lucile! Mein Vater, der ſich ſeit einigen Monaten in einem deutſchen Bade befindet, iſt abermals heftig erkrankt. Ohne Verzug reiſe ich zu ihm und hoffentlich erringe ich mir ſeine Verzeihung. Lebe wohl! Bald kehrt zu Dir zurück.

Dein

Armand.“

Lucile wartete, bangte und verzweifelte zuletzt, als ſie nach fünf Monaten täglichen Harrens und Hoffens weder Brief noch weitere Nachricht von Armand empfing. Sie hatte während der Zeit einem Kinde das Leben gegeben, und dieſe ihre kleine Tochter, ſo wie ſie, waren dem Hungertode nahe, denn zu arbeiten verſtand Lucile nicht, ſich zu helfen beſaß ſie wenig Gewandtheit und ihre Sachen hatte ſie faſt ſämmtlich verkauft.

Ihr Kind war acht Wochen alt und noch hatte Lucile es nicht taufen lassen, da sie von Tag zu Tag der Rückkehr ihres Mannes entgegengesehen. In Verzweiflung suchte sie eines Tages das Kloster auf, in welchem sie einen Theil ihrer Kindheit zugebracht. Eine der Lehrerinnen, die sich noch ihrer dunkel entsann, hörte mit Theilnahme die Erzählung ihres Geschicks an und versprach Nachforschungen anzustellen.

Die Nachforschungen ergaben das traurigste Resultat. Der Name Carnaussonne war Niemand bekannt und Lucile's Kind wurde auf ihren Namen getauft.

Die theilnehmende Nonne unterstützte anfänglich die trostlose und tief gebeugte Lucile. Später ermahnte sie sie zur Arbeit, brachte ihr Stickereien zur Vollendung, Bilder zum Tuschen und lehrte sie Blumen ausschneiden. Mühsam erwarb sich Lucile einen geringen Lebensunterhalt und verbrachte unter rastloser Beschäftigung ihre Tage, unter Thränen, häufig den größten Theil ihrer Nächte.

Ein Jahr war nach der Abreise Armand's vergangen, als Lucile eines Morgens nach dem Kloster ging, um eine beendete Arbeit abzugeben. Sie er-

kannte plötzlich in einem an ihr vorübergehenden Herrn den einen der Freunde Armand's, der bei ihrer Trauung zugegen gewesen. Sie lief ihm nach, doch er erkannte sie nicht und wollte sich von ihr losmachen. Als sie die Namen Armand von Carnaussonne und Lucile Vardenne erwähnte, besann er sich, betrachtete sie mit Theilnahme und bat sie, ihm ihre Adresse zu geben, da er sie in ihrer Wohnung aufsuchen wolle.

Lucile sah ein, daß die Straße kein zu dergleichen Erörterungen geeigneter Ort war, sagte ihre Adresse und erwartete den übrigen Tag den Freund Armand's. Statt seiner kam ein Brief, dem eine Banknote von hundert Thalern beigefügt war. Der Brief enthielt nur die Worte:

„Ich kann nicht kommen, um Ihnen den wahren Namen meines Freundes zu verrathen. Er hat Sie getäuscht — der Priester war sein Vetter, kein Geistlicher, sondern ein leichtsinniger junger Mann wie wir Alle, die wir um das Unrecht wußten, das Ihnen zugefügt wurde. Vergeben Sie einst Armand, so verzeihen Sie auch mir, der ich Sie, seit ich Sie heute wieder gesehen, tief beklage! Vielleicht kann beifolgende Kleinigkeit Ihnen augenblicklich nützen.

Nehmen Sie ſie ohne Bedenken, da ich vermögend genug bin, um den Verluſt dieſer Summe leicht zu verſchmerzen.“

Lucile, die noch immer nicht an Armand's Betrug hatte glauben wollen, den die Nonne und der Geiſtliche ihr zu wiederholten Malen angedeutet, war wie erſtarrt, nachdem ſie dieſes kurze Geſtändniß geleſen. Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke ihren Geiſt, daß, wenn ihr einſtmaliger Pflegevater das an ihr begangene Unrecht kenne, er ſich ihrer vielleicht erbarmen und den Betrüger ausfindig zu machen wiſſen würde. Sie beſchloß das empfangene Geld zu benutzen, um nach Verſobianka und Warſchau zu reiſen. Schnell und mit ungewohnter Entſchiedenheit handelte Lucile dieſes Mal. Bereits nach wenigen Tagen hatte ſie ihre Angelegenheiten geordnet, verkauft, was ſie beſaß und ſich mit ihrem Kinde auf die Reiſe begeben.

In Warſchau erfuhr Lucile, daß Baron Wieczelski mit ſeiner Frau nach Deutſchland gereiſt ſei, ſein Schwiegerſohn, der Graf von Arles, aber mit ſeiner jungen Gemahlin in Verſobianka lebe.

Lucile ließ ihr Kind in Warſchau zurück und fuhr nach Verſobianka. Sie ließ den Grafen von

Arles um eine kurze Unterredung bitten, da ſie durch ihn genau den Aufenthaltsort des Baron Wieczelski zu erfahren hoffte. Sie war einer Ohnmacht nahe, als ſie wartend am Portale des Schloſſes ſtand, in welchem ſie einen Theil ihrer Jugendjahre verlebt und die Zeit mit ihrer Mutter zugebracht hatte bis deren Scheidung erfolgt war. Tauſend ſüße, tauſend bittere Gefühle durchflutheten ihre Seele und die verſchiedenartigſten Erinnerungen wurden in ihrem Herzen wach.

„Der Herr Graf und die Frau Gräfin ſind ausgeritten!“ meldete ihr der Bediente und fragte dann, ob ſie vielleicht die Herrſchaft erwarten wolle. Lucile bejahte es und trat in das ihr angewieſene Zimmer.

Es war ein hohes gewölbtes Gemach. Die Strahlen der ſcheidenden Sonne fielen in daſſelbe, warfen glänzende Lichtreflexe auf das dunkle Täfelwerk der Wände und ſetzten in hellſtes Relief die verblichenen Bilder der einſtmaligen Könige von Polen, welche Lucile als Kind und junges Mädchen ſo häufig mit Intereſſe betrachtet hatte.

Lucile nahm in einem altmodiſchen hohen Lehnſtuhle in der Niſche des tiefen Bogenfenſters Platz, blickte bald auf Polens frühere Herrſcher, bald in

den vor ihr liegenden Garten, den dunkle Taxushecken in geraden Linien durchschnitten und Vasen und Statuen zierten.

Eine heransprengende Cavalcade lenkte nach kurzer Zeit ihre Aufmerksamkeit auf sich und der in das Zimmer eintretende Diener rief ihr zu:

„Da kommen die Herrschaften zurück!"

Die Spitze des Zuges bildete eine junge schöne Dame. Stolz und kühn saß sie auf ihrem muthigen Pferde. Indem sie am Fenster vorüberritt, bog sie heiter lächelnd ihren Kopf zurück und schaute mit leuchtenden Blicken den Herrn an, der ihr zunächst ritt.

In diesem Herrn erkannte Lucile — Armand. Mit tonloser Stimme fragte sie:

„Wer ist das?"

„Unser junger Herr Graf, der Graf von Arles!" rief der Bediente voll Stolz.

„Und die Dame?" hauchte Lucile kaum hörbar.

„Die Dame, jene auf dem weißen Pferde, im blauen Kleide, mit den langen schwarzen Locken?"

„Ja, ja!"

„Das ist die Frau Gräfin, seine junge Frau! Ach, sie leben so glücklich wie die Engel im Himmel."

„Sind sie schon lange verheirathet?"

„Vielleicht ein halbes Jahr.“

„Lebt der Vater des Grafen noch?“

„Der Vater des Grafen? Ach nein, den hat der Herr ja schon verloren, als er noch ein Kind war! Er ist bei seinem Onkel erzogen worden, dem Vater jenes Grafen Arles, der dort an der Seite der Frau von Jarolawska reitet. Sie ist jetzt Wittwe und man meint, der junge Herr würde sie nächstens heimführen.“

Lucile hörte nichts weiter. Sie blickte unverwandt in das Antlitz jenes Grafen Arles und erkannte in ihm, trotz einem langen dichten Barte, der ihm ein ziemlich verändertes Aussehen gab, den Geistlichen, der sie einst mit Armand von Carnaussonne vereint hatte.

Starr, keines Wortes und keiner That mächtig, saß Lucile da, nachdem der Diener sie verlassen, um den Grafen zu benachrichtigen. Sie wollte entfliehen und vermochte nicht, sich zu regen. Sie wollte sprechen, als sie den Grafen Arles eintreten sah und konnte keinen Laut vorbringen. Blaß wie der Tod, mit aufgerissenen Augen starrte sie Denjenigen an, der sie betrachtete, erbleichte, momentan erbebte,

dann ſich faßte und mit ruhiger Freundlichkeit fragte „was zu ihren Befehlen ſtände.“

„Armand!“ hauchte Lucile endlich leiſe, „Armand, o Armand!“ ſchrie ſie im nächſten Moment mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, als die Flügelthüren des anſtoßenden Zimmers ſich öffneten und Adele von Arles mit ſtolz erhobenem Kopfe und dem lang nachſchleppenden Reitkleide in das Gemach rauſchte und fragend auf die bleiche junge Frau niederſah.

„Armand?“ fragte Graf Arles verwundert und zuckte die Achſeln.

„Was iſt das, was heißt das? Wer iſt die Perſon?“ rief die junge Gräfin mit Schärfe.

„Ich kann Dir nichts ſagen, liebe Adele, denn ich kenne ſie nicht!“

„Du, Du kennſt mich nicht?“ rief Lucile, indem ein tiefes dunkles Roth ihr blaſſes Geſicht überflog. „Du kennſt Lucile Vardenne nicht?“ ſetzte ſie langſam, ernſt und klar, jede Sylbe betonend, hinzu.

„Lucile Vardenne?“ wiederholte Graf Arles ſinnend. „Nein, ich hörte nie den Namen.“

„Lucile Vardenne!“ ſprach Adele lebhaft. Sie ſah ihren Mann mit durchbohrenden Blicken an. Als ſich in ſeinem Antlitze nicht die leiſeſte Spur

von Verwirrung kund gab, ſetzte ſie mit ſtolzer Kälte hinzu: „Ich glaube nicht, daß Lucile Vardenne in Verſobianka, wo Adele von Arles — Tochter des Barons Wieczelski — Herrin iſt, irgend Etwas zu ſuchen, zu fordern und zu thun hat!“

Die junge Gräfin gab ihrem Manne nach dieſen Worten einen Wink und Beide verließen das Zimmer.

„Kennſt Du Lucile Vardenne wirklich nicht, Alfred?“ fragte Adele, als ſie am Arme ihres Gatten langſam die Stufen der Marmortreppe erſtieg, die zu ihren Privatgemächern führte.

Der Graf von Arles blieb ſtehen und erwiderte ruhig:

„Liebe Adele, Du verſprachſt mir bei unſerer Verlobung, Du wollteſt, weil ich Deine Vergangenheit ignorirt und Deinem Vater nichts von Deinen Bühnenverſuchen und Deinem Leben in Paris erzählt hatte, auch ſtets meine Vergangenheit ignoriren. Halte dies Verſprechen, mein Engel, und fordere nie Licht, wo Dunkel herrſchen ſoll. — Erinnere Dich ſtets, daß Schattenpartien in dem Leben der meiſten Menſchen ſind und ich Dir nie geſagt habe, daß ich zu den ſeltenen Ausnahmen gehöre, auf deren ver-

gangenen Lebenslauf das ſtrahlende Sonnenlicht fallen könnte, ohne manche dunkle Schatten zu beleuchten, die Leichtſinn und Unbeſonnenheit darauf geworfen haben."

Adele lachte — gab ihrem Manne einen Kuß und eilte in ihr Zimmer, um Toilette zu machen.

Graf Arles ging zu ſeinem Vetter, den er im Salon, der Ankunft der Damen harrend, antraf. Er erzählte ihm in voller Haſt und Eile, daß Lucile Vardenne in Verſobianka ſei, bat ihn inſtändigſt, zu ihr zu gehen und ſie mit Geldmitteln zur Abreiſe zu verſorgen.

Graf Jean Arles hörte mit Schreck die Nachricht und trat einige Minuten ſpäter mit leichtem Zögern in das Gemach, wo Lucile geweſen. Sichtbar erleichtert athmete er auf, als er es leer fand, und heiter kehrte er in den Geſellſchaftsſalon zurück, nachdem er gehört, daß die fremde Dame ſchon wieder fortgefahren ſei.

Achtes Kapitel.

Mit ſchwerem Herzen hatte Anna Sandow dem ſchönen Traume ihrer Jugend entſagt und wenige Wochen nach ihrer Verlobung einem Manne, den ſie nicht liebte, Liebe uud Treue am Altare gelobt. Ihr heftiger leidenſchaftlicher Schmerz, den ſie am Hochzeitstage nicht zu beherrſchen vermochte, erſchreckte ihren Gatten, der durch die Worte ihres Vaters und die ſcheinbare Ruhe ſeiner Braut während der Zeit ihrer Verlobung getäuſcht worden war und den hohen Grad von Abneigung, den er nun in Anna's Herzen gegen ſich entdeckte, nicht erwartet hatte. Zum Glück beſaß Herr Baumann, Anna's Gatte, viel Gemüthsruhe, große Charakterſtärke und außerordentliche Willenskraft. Er zeigte ihr daher weder ſeinen Schmerz, noch ſein Erſtaunen über die Unfreundlichkeit ihres Benehmens gegen ihn, ſondern

ließ ruhig die Zeit walten, von deren Einfluß er viel auf das Herz seiner Frau hoffte.

Was Anna nie gedacht, ihr Mann aber ruhig abgewartet, brachte wirklich der Lauf der Zeit mit sich. Sie lernte Herz und Gemüth ihres Mannes im täglichen Verkehr genau kennen, konnte seinem Charakter Hochachtung und Bewunderung nicht versagen und die anfängliche Abneigung verwandelte sich später in Zuneigung. Ihr Frohsinn und ihre Heiterkeit kehrte zurück. Nach Ablauf von zwei Jahren war sie nicht allein mit der Wendung ihres Geschickes zufrieden, sondern sogar glücklich darüber, daß es sich in der Weise und nicht anders gestaltet hatte.

Die Freigebigkeit ihres sehr vermögenden Mannes setzte Anna in Stand, die Existenz ihrer Eltern zu sichern und die Stellungen ihrer Geschwister in der Welt zu verbessern. Ihren drei Brüdern, die sämmtlich als Officiere in preußischen Diensten standen, gab ihr Mann eine Zulage und ihren vier Schwestern, die theils Lehrerinnen, theils Gouvernanten, eröffnete er Zuflucht in seinem Hause, wenn sie Ferien hatten oder ohne Engagement waren. Anna erkannte mit inniger Dankbarkeit das freund-

liche Benehmen ihres Mannes gegen ihre Familie und beſtrebte ſich nach Kräften, ihm zu vergelten, was er ihren Angehörigen an Güte und Aufmerkſamkeiten erwies.

Auf Anna's große Vorliebe für das Landleben Rückſicht nehmend und auch zum Theil eigner Neigung folgend, legte Baumann nach wenigen Jahren ſeine amtliche Stellung in Dresden nieder, kaufte ſich in der Nähe der Stadt ein hübſches Beſitzthum und lebte ganz ſeiner Familie. Seine älteſte Tochter Eliſe gab er auf dringenden Wunſch ihrer Großmutter, welche in Berlin lebte, in eine dortige Erziehungsanſtalt. Er ließ ſie drei Jahre in dem Penſionate und auf wiederholte Bitten ſeiner Tochter noch ein Jahr in der Reſidenz, im Hauſe der Großmutter; doch endlich wurde die Sehnſucht nach dieſem Kinde ſo mächtig in ſeiner Bruſt, daß er den Gedanken an eine längere Trennung nicht mehr zu ertragen vermochte.

Er reiſte ſelbſt mit ſeiner Frau nach Berlin, um Eliſe zu holen, da aus der ſteten Zuſage ſeiner Schwiegermutter, der Frau Walter, die immer ſchrieb: „Nächſtens bringe ich Euch meine liebe Enkelin zurück!“ nichts wurde. Voll Freude, Stolz

und Ueberraſchung blickte er auf das ſchöne und liebliche ſechzehnjährige Mädchen, das ihn als Kind von zwölf Jahren verlaſſen und ſich während dieſes Zeitraums ſo unendlich verändert hatte.

Anna, die ihre Stieftochter eben ſo zärtlich wie ihre eigenen Kinder liebte, wurde, als ſie Eliſe wiederſah, lebhaft an Jemand aus früherer Zeit erinnert, ohne ſich klar machen zu können, an wen die zarte, liebliche Erſcheinung des Mädchens ſie mahnte. Ihr Bruder Karl half ihrem Gedächtniſſe und ſprach lächelnd:

„Ich merke, Anna, daß Eliſe auch in Deiner Erinnerung ein wohl ſeit lange erbleichtes Bild wach ruft. Es iſt das Lucile Vardenne's, jener jungen Franzöſin, die ich Dir vor zehn Jahren in Dresden in der Chriſtnacht in der Kirche zeigte und die ich einſt liebte.“

Anna mußte ihrem Bruder Recht geben. Sie fragte ihn bei der Gelegenheit zu gleicher Zeit, ob er noch nichts von dem Schickſale Lucile's gehört, für die er ſich doch in ſeiner Jugend einmal ſo lebhaft intereſſirt habe. Sandow antwortete:

„Nichts weiter als was ich vor einigen Jahren zufällig erfuhr, daß Baron Wieczelski ſie als Toch-

ter adoptirt und ſie ſich mit einem Grafen von Arles verheirathet hat.“

Die Anſicht, welche Anna bereits ſeit längerer Zeit gehegt, daß ihr Bruder ſich vollſtändig über eine zerſtörte Illuſion ſeiner Jugend getröſtet, beſtätigte die Ruhe, mit welcher er nach zehn Jahren fähig war, über Diejenige zu ſprechen, die einſt ſein ganzes Weſen in Aufregung gebracht hatte.

Sandow war anfangs untröſtlich über die plötzliche Trennung von Lucile Vardenne geweſen; doch als Jahre lang ihn nichts an ſie mahnte, er nie etwas von ihr hörte, ſchlummerten die Gefühle, die einſt ſo mächtig ſein inneres Weſen erſchüttert, ein. Gedachte er ſpäterhin ihrer, ſo erſchien ihm die kurze flüchtige Zeit ihrer Bekanntſchaft und ihre gegenſeitige Liebe wie ein ſchöner Traum. Eliſe Baumann, die in ihrem Aeußern an Lucile erinnerte, wurde Sandow aber durch die Aehnlichkeit von Tag zu Tag theurer. Es that dem jungen Mädchen durchaus keinen Abbruch in ſeinen Augen, daß ihr Charakter und Weſen gänzlich verſchieden von dem ſeiner Jugendliebe war, denn ſchon ſeit lange gab er den lebhaftern Charakteren und einem aufgeweckten, regſamen Geiſte den Vorzug vor den ſanf-

ten, ſchwärmeriſchen und poetiſchen Naturen, wie Lucile Vardenne ſie beſaß.

Zu ſeiner großen Freude bemerkte Sandow, daß Eliſe auch für ihn mehr und mehr Vorliebe zeigte, gern in Berlin blieb, wo er war, und trotzdem ihr Herz an Vater, Stiefmutter und jüngern Geſchwiſtern mit Liebe und Zärtlichkeit hing, dennoch unter Vorwänden allerlei Art ihre Abreiſe nach Dresden zu verzögern wußte.

Endlich rückte die bittere Trennungsſtunde heran. Eliſe vergoß die Thränen in ſo gewaltigen Strömen, als ſie ihrem Onkel Lebewohl ſagte, daß ihr Vater höchſt bedenklich, ihre Stiefmutter etwas ängſtlich, die alte Großmutter aber mit ganz zufriedenem Lächeln auf den tiefen Schmerz des jungen Mädchens blickten, welches ſeine Gefühle offen und ohne allen Rückhalt zeigte.

Karl Sandow, den die letzten zehn Jahre zu einem ſtattlichen, elegant ausſehenden Manne umgewandelt hatten, in deſſen Geſichtszügen nicht mehr wie einſt Offenheit und Kühnheit, ſondern Ernſt und Energie den vorherrſchenden Ausdruck bildeten, er verſuchte die weinende Eliſe, welche ihre Eltern vergeblich zu beruhigen geſtrebt, zu tröſten; doch

ihm gelang es ebenfalls nicht, die große Aufregung des Mädchens zu beschwichtigen.

Die trotz ihrer halben Blindheit am hellsehendste Großmutter, wandte endlich ein nicht fehl schlagendes Beruhigungsmittel an, indem sie ihrem Lieblinge zurief:

„Weine doch nicht so viel, Lisa, denn spätestens Weihnachten komme ich zu Euch nach Dresden und der Onkel Karl begleitet die alte Großmutter, welche unmöglich allein reisen kann.“

Elise Baumann hielt zu schluchzen inne, trocknete ihre Thränen und fragte mit strahlendem Lächeln:

„Ist das aber auch wahr?“

Großmutter und Onkel versicherten nun Beide, daß es ganz bestimmt der Fall sein würde. Elise hörte vorzugsweise auf die betheuernden Worte des Onkels, der seine Versprechungen aber auch mit bedeutend mehr Feuer und Lebendigkeit gab als die alte Großmutter, welche die Gewohnheit besaß, etwas langsam und bedächtig zu reden.

Herr Baumann und seine Frau, die zwar nicht unglücklich über die sich so unverschleiert zeigende Neigung ihrer Tochter waren, meinten indessen, daß

die Gefühle des jungen Mädchens doch einer Ableitung und Abkühlung bedürften. Sie versprachen sich viel von der steten Abwechselung eines Reiselebens, machten daher mit ihr eine Reise; doch bald sahen sie ein, daß die neuen Eindrücke die alten nicht verwischten. Elisens Refrain bei den Anschauungen des Rheines, so wie den ihr bis dahin ganz unbekannten Genüssen eines geselligen Lebens in Paris, wo sie einige Wochen bei Verwandten zubrachten, dieser Refrain lautete: „Ach, wenn Onkel Karl dies doch sähe!“ oder „O, wenn Onkel Karl doch dabei wäre!“ Als ihr Vater einmal ärgerlich ausrief: „Aber mein Gott, Du kannst doch wohl hoffentlich auch ohne Onkel Karl leben und heiter und vergnügt sein!“ entgegnete Elise offen: „Nein, Vater, lange Zeit würde ich nicht ohne ihn leben können!“

Karl Sandow sympathisirte im hohen Grade mit den Gefühlen seiner Nichte. Auch er dachte unaufhörlich an Elise und von Tag zu Tag wuchs die Sehnsucht nach ihr. Er vermißte sie schmerzlich an den Abenden, die er bei der alten Frau Walter zubrachte. Wie ein sich auf den Christbaum freuendes Kind, sagte er oft und dachte es noch häufiger:

„Ach, wenn doch erſt Weihnachten wäre!“ Die Großmutter lächelte ſehr vergnügt bei ſolchen, ihrem Herzen wohlthuenden Aeußerungen. Sie lächelte ſogar heiter bei Veranlaſſungen, wo ſie ſonſt keinen Scherz verſtand, nämlich beim Piquetſpiel, wenn Sandow anſtatt in die Karten zu ſehen und weiter zu ſpielen, die Hände ſinken ließ und unverwandt zu dem lebensgroßen Portrait Eliſens aufblickte, das an der Wand ihm gegenüber hing.

Sie verſuchte wohl manchmal, um die Aufmerkſamkeit ihres Gaſtes mehr zu feſſeln, ihn an eine andere Stelle zu placiren; doch dieſe Verſuche waren vergeblich, weshalb ſie ſie denn auch ſpäter unterließ.

Zu Sandow's größtem Schreck und Entſetzen erkrankte Frau Walter wenige Wochen vor Weihnachten. Nach einzelnen Redensarten, die die alte Großmutter hatte fallen laſſen, war er zu der Anſicht gekommen, daß er an ihr die mächtigſte Bundesgenoſſin zur Realiſirung ſeiner Wünſche, Hoffnungen und Abſichten beim Beſuche in Dresden haben würde. Er wich daher nicht von dem Bette der Kranken, deckte ſie ſo feſt zu, daß ſie faſt er-

ſtickte und wollte ihr die verordnete Medicin alle Mal fünf Minuten zu früh geben.

Trotzdem Frau Walter oft in Verzweiflung ausrief: „Karl, Sie werden mich noch in's Grab pflegen!“ wurde ſie geſund, durfte reiſen und war am Tage vor Weihnachten bei ihrem Schwiegerſohne. Sie hatte bald eine geheime Conferenz mit ihm und ſeiner Frau, deren Reſultat der Beſchluß war: Karl Sandow an dem Chriſtabend mit Eliſe zu verloben.

Die beiden Betheiligten ahnten durchaus nicht das ihnen bevorſtehende Glück, trotzdem ſie den Abſichten der liebevoll für ſie Sorgenden zuvorkamen. Unterdeſſen Jene über ihre gegenſeitige Neigung conferirten, geſtanden ſie ſich ihre Liebe und verſicherten ſich, daß ſie nicht ohne einander zu leben vermöchten. Als aber Eliſens Eltern am Abend ihre Hände vereinten, den Bund ihrer Herzen ſegneten und die alte Großmutter ihnen ſagte, daß ihre Hochzeit ſo bald wie möglich gefeiert werden ſollte, weil ſie endlich einmal wieder einen vernünftigen Piquetſpieler und an Eliſe eine beſſere Krankenpflegerin für die Zukunft haben wollte; da überſtieg die Seligkeit der beiden Liebenden die gewöhnliche Grenze irdiſcher

Freude, wenigſtens wähnten ſie — im Himmel zu ſein!

Als ſich der erſte Rauſch des Entzückens gelegt, erinnerte Karl Sandow ſich ſeiner Eltern, die Kränklichkeit an das Haus feſſelte und welchen er, als er ſie am Nachmittage verlaſſen, um zu Schweſter und Schwager zu gehen, feſt verſprochen hatte, den Chriſtabend bei ihnen zuzubringen.

Eliſe war zwar betrübt, als Karl im Begriff ſtand, ſie zu verlaſſen, ſah aber doch ein, daß die alten Eltern auch Anſprüche an den Sohn hatten, welchen ſie ihnen bereits am erſten Tage der Anweſenheit nach langer Trennung ſchon wieder entzogen. Sie war daher ſehr glücklich als ihr Vater ausrief:

„Anna, Du könnteſt eigentlich Eliſe Deinen Eltern, als Schwiegertochter noch heute Abend zuführen. Begleitet Beide Karl, denn ich bin überzeugt, die alten Leute werden durch dieſe Ueberraſchung am beſten für das lange vergebliche Warten auf den Sohn entſchädigt werden.“

Anna war bereit. Sie verabredete mit ihrem Manne nur noch, daß ſie ihm den Wagen zu-

rückſchicken wolle, damit er ihn ſpäter zur Chriſtmette nach der katholiſchen Hofkirche bringen könne, die er alljährlich zu beſuchen pflegte und Karl verſprach, ihm dort wieder Frau und Tochter zuzuführen.

Neuntes Kapitel.

So verſchieden auch die innern und äußern Eindrücke dieſes Chriſtabends von jenen waren, welche Karl Sandow vor zehn Jahren um dieſelben Stunden bei ſeinem damaligen Beſuche in Dresden empfangen, trat doch die Erinnerung an die Vergangenheit von Augenblick zu Augenblick lebendiger vor ſeine Seele. Sie verdrängte, je weiter die Nacht vorſchritt, mehr und mehr die Gedanken an die letzten glücklichen Ereigniſſe des Tages aus ſeinem Herzen.

Bei ſeinen Eltern hatte ihm, — trotzdem er ſeiner Braut gegenüber ſaß — unaufhörlich das Bild Lucile Vardenne's vor Augen geſchwebt, das ſich einſt, an jenem Chriſtabend mit unauslöſchlichen Farben in ſein Inneres geprägt und obgleich er aufmerkſam dem heitern und fröhlichen Geplauder

Eliſens gelauſcht, die ein ſchönes Gemälde nach dem andern von ihrer Zukunft entwarf, dennoch an jene Hoffnungen gedacht, welche er einſt an Lucile's Worte geknüpft und die durch ſie in ſeinem Herzen wach gerufen worden waren.

Auch als Sandow ſpäter an Eliſens Seite durch Dresdens Straßen ſchritt, dann die Brücke betrat, gedachte er nur ſeiner damaligen Wanderung mit Anna und doch mahnte ihn faſt nichts an jenen nächtlichen Gang! Durchaus verſchieden war ſelbſt das Bild, welches die Natur ihm jetzt zeigte, von dem Dunkeln, Finſtern, Trüben, was aus den Schatten vergangener Zeiten vor ihm aufſtieg.

So dunkel und ſchaurig es damals auf der Brücke geweſen, ſo hell und klar war dieſe kalte Winternacht. Die trüben Laternen waren verſchwunden, helle Gasflammen brannten zu beiden Seiten der Brücke, die ſich wie glänzende Perlen aneinander reihten; ihr klares Licht warf einen ſo breiten goldenen Reflex in das Waſſer des Stromes, daß es ſchien als ruhe die Brücke auf goldenen Säulen. Einen noch ſchönern Anblick gewährte der ſeitwärts von der Brücke hinter den dunkeln Baumpartien des Oſtrageheges auftauchende Mond, deſſen mildes

ruhiges Licht klar von dem tiefblauen, mit tauſend und aber tauſend Sternen beſäeten, ganz wolkenloſen Horizonte niederleuchtete.

So mächtig ſich nun aber auch die Erinnerungen an die Vergangenheit während der letzten Stunden in Sandow's Innern geregt, waren ſie doch nicht ſo überwältigend geweſen als die wurden, welche ſein Herz in der glänzend erleuchteten Hofkirche durchflutheten, als er ſeine Braut ungefähr an derſelben Stelle in der Nähe des Hochaltars knien ſah, wo einſt Lucile Vardenne, vom hellen Kerzenlicht überſtrömt, in Andacht verſunken zum Bilde des Heilands emporgeſchaut hatte und ihre reine, ſchöne, fromme Erſcheinung ſelbſt Anna geblendet, die durch Kummer gegen äußere Eindrücke abgeſtumpft war.

„Wo mag Lucile ſein, wie mag es ihr gehen, ob ſie lebt oder todt iſt?“ Mit dieſen Fragen beſchäftigt durchwandelte Sandow den weniger mit Menſchen angefüllten Seitenraum der Kirche und lauſchte dabei mit Entzücken den weichen melodiſchen Klängen der Hirtengeſänge. An einen der Pfeiler ſich lehnend blieb er ſtehen. Leiſes Geflüſter redender Stimmen weckte ihn aus der Träumerei,

in die er flüchtig verſunken. Er blickte auf und ſah vor ſich die hohe imponirende Geſtalt eines noch jungen Mannes, zu dem eine Dame in reicher eleganter Kleidung emporſchaute. Sie hatte leuchtend ſchwarze Augen, ſchöne edle Geſichtszüge und lange dunkle Locken. Dennoch machte ſie auf Sandow einen unangenehmen Eindruck, da es ein Antlitz war, das den Stempel des Hochmuths, Uebermuths und der Selbſtgefälligkeit trug. Auch der Mann, deſſen elegante äußere Erſcheinung Sandow einen Augenblick frappirte, verlor, als er ihn genauer beobachtete. Es lag etwas Lauerndes im Blicke, Kälte und Egoismus verriethen ſich in jedem Zuge des Geſichts, das Sandow im Moment zu jenen rechnete, die nie Vertrauen einzuflößen vermögen. — Er verließ nach oberflächlicher Betrachtung des miteinander flüſternden Paares den Platz und wandelte weiter. Im Vorübergehen an der Nepomukkapelle hörte er den Ton unterdrückten Weinens. Unwillkürlich trat er hinein und warf einen neugierigen Blick um ſich. Er entdeckte im tiefſten Schatten der Kapelle eine auf den Marmorplatten des Bodens liegende weibliche Geſtalt in dunkler ärmlicher Kleidung. Leiſe trat er ihr näher.

Als er wiederum ihr mühsam unterdrücktes Schluchzen hörte, beugte er sich, vom Mitgefühl angetrieben, zu ihr nieder, berührte leicht mit seiner Hand ihre Schulter und fragte freundlich:

„Warum weint Ihr so? Kann ich Euch vielleicht helfen?“

„Die am Boden liegende Gestalt erhob sich bei der Berührung und dem Klange der Stimme. Entsetzt wich sie noch mehr in das Dunkel der Kapelle zurück und bat mit flehendem Tone:

„O, laßt mich allein!“

Sandow erblickte eine Secunde lang ein vom tiefsten Seelenschmerz und körperlichen Leiden auf das Entsetzlichste entstelltes todtenbleiches Gesicht, dann entzog sich ihm dieser Anblick, indem die Frau sich abermals auf die Knie warf und den Kopf so tief herabbeugte, daß ihre Stirn die Steine des Bodens berührte. Leise, wie er gekommen, verließ er die Kapelle, um die Unglückliche, welche allein mit ihrem Schmerze sein wollte, nicht zu stören.

Als die Messe zu Ende und Sandow seine Braut an den Wagen geleitete, erblickte er plötzlich neben sich den Herrn und die Dame, die ihm vorhin in der Kirche aufgefallen waren. Er sah sie

auch noch nach einigen Minuten wartend vor der Kirchthür ſtehen, als ſeine Angehörigen bereits fortgefahren waren, und er im Begriff ſtand, ſich nach dem Hauſe ſeiner Eltern zu begeben. Ein ſchnell heranrollender Wagen, der Sandow im nächſten Augenblicke entgegenfuhr, zwang ihn, ſowie die übrigen Fußgänger, ſo ſchleunig wie möglich auf die Seite zu treten, um nicht durch die Pferde oder die Räder verletzt zu werden. Sandow kam etwas in's Gedränge. Er blieb ruhig ſtehen, bis ſich der Menſchenknäuel entwirrte und blickte dann unwillkürlich den ſich auf dem Platze vertheilenden und ſich trennenden Gruppen nach. Der Herr fragte den Kutſcher, ob das der für ihn im Hôtel de Saxe beſtellte Wagen ſei, erhielt aber eine verneinende Antwort.

Sandow hörte an der gebrochenen Ausſprache des Deutſchen, daß die Fremden Ausländer waren. Beide beriethen, ob ſie den Weg zu Fuße zurücklegen wollten. In dem Augenblicke, wo die Dame ſich dazu entſchloß, dem Vorſchlage des Herrn zu folgen, kam ein Wagen durch das Georgenthor und der Herr hielt ſie zurück, indem er ausrief:

„Adele, das wird unſer Wagen ſein!“

Sandow ſah beim Ton dieſer Stimme die Ge-

ſtalt der dunkel und einfach gekleideten Frau erbeben, welche er vorhin in der Nepomukkapelle geſehen und die er, als ſie langſam an ihm vorüberſchlich, wieder erkannte. Sie blieb ſtehen und ſchob das Tuch zurück, das ihren Kopf und ihre Schultern umhüllte. Sandow bemerkte, daß ſie unverwandt auf das ihr etwas zur Seite ſtehende Paar ſtarrte und ſich dieſem dann näherte. Die Dame ſtieg in den Wagen. Als der Herr ihr folgen wollte, erfaßte plötzlich die Frau, die ihn ſo ſcharf beobachtet, ſeinen Arm und rief mit gellendem Ton:

„Wie Armand von Carnauſſonne, Dich hat noch immer nicht Gottes Strafgericht für Dein Verbrechen ereilt und Du lebſt noch immer in Glanz und Ueppigkeit!“

Der Herr riß ſich los, indem er mitleidig ſprach: „Aha, Du biſt wohl wieder jene unglückliche Wahnſinnige aus Verſobianka, die mich für ihren Armand hält!“

Er ſprang in den Wagen, der Bediente auf den Bock und der Wagen rollte von dannen, während vor der als wahnſinnig erklärten Frau ſcheu alle Umſtehenden zurückwichen und auch Sandow ſich mit einem Gefühle heimlichen Grauens von ihr ab-

wandte und dann seinen Weg antrat. Nach einigen Minuten trieb ihn eine innere Stimm dazu an, sich nach der Unglücklichen umzusehen. Sie stand noch auf derselben Stelle, Niemand war mehr in ihrer Nähe. Sandow ging weiter. Je mehr er sich aber von der Kirche entfernte, desto mehr steigerte sich in ihm eine ihm ganz unerklärliche Unruhe. Er versuchte das Gefühl zu verbannen und dachte an seine Braut; doch ob er sich auch das heitere schöne Bild Elisens vor Augen zauberte, wie ein Schatten glitt die dunkle traurige Erscheinung der armen unglücklichen Frau fortwährend an ihm vorüber. Sie trübte die klare Erinnerung an Freude und Glück, die er in seiner Seele festzuhalten bestrebt war.

Auf der Brücke angelangt, blieb er stehen. — Da fielen ihm plötzlich die dunkeln Ahnungen ein, die dort vor zehn Jahren sein Inneres durchfluthet. Ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein Gesicht, als er der damals so schnell zerstörten Illusionen gedachte, dann erinnerte er sich aber des Glücks, das er nun gefunden, und — Heiterkeit machte der Wehmuth Platz. Mit schnellen Schritten eilte er voran, indem er sich freute, daß doch die trüben Ahnungen seines Herzens sich nur theilweise erfüllt

hatten und ein gnädiges Geſchick ihm jetzt Erſatz für die zertrümmerten Hoffnungen ſeiner Jugend geboten.

Ehe Sandow die Brücke verließ, ſah er ſich noch einmal um. Er bemerkte beim hellen Schein des Mondes und dem glänzenden Lichte der Gasflammen unter den einzelnen wenigen Geſtalten, welche der Neuſtadt entgegeneilten, auch die der langſam einherſchreitenden Frau, welche von dem Herrn für wahnſinnig erklärt worden.

Sie mußte ſehr müde oder krank ſein und es kam Sandow vor als hielte ſie bei jedem Schritte inne. Die ſich von neuem mit Macht in ihm regende Theilnahme veranlaßte ihn zur Umkehr. Er ging auf die andere Seite der Brücke und kam nach einigen Minuten an ihr vorbei. Sie hatte den Kopf auf die Bruſt geſenkt und das dieſen umhüllende Tuch verbarg faſt ganz ihr bleiches Geſicht.

Die Brücke wurde von Augenblick zu Augenblick leerer. Nach kurzer Zeit waren Sandow und die Frau die noch einzigen Wanderer auf derſelben. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſie zu verlaſſen, um ſo weniger, als er deutlich zu bemerken glaubte, daß der Schritt der Frau immer langſamer, immer

zögernder wurde. Er ſah ſie endlich an der Stelle ſtill ſtehen, wo früher das Kreuz geſtanden, und ſeine Schweſter, wie er ſich überzeugt gehalten, einſt ſchrecklichen Gedanken Raum gegeben.

Das Stehen der Frau auf der ſo einſamen menſchenleeren Brücke, mitten in der Nacht, wurde Sandow von Secunde zu Secunde unheimlicher. Es trieb ihn mit Gewalt zu ihr hin. Als er ſie erreicht, ſah er, daß ſie den Kopf an das ſteinerne Poſtament des Kreuzes gelehnt, da ſtand, im nächſten Moment aber ſich über das Geländer des Pfeilers beugte.

„Was macht Ihr? Was wollt Ihr thun?“ ſchrie Sandow, indem er, von Angſt ergriffen, ſie mit kräftiger Hand zurückriß.

Das den Kopf der Frau verhüllende Tuch fiel bei der raſchen Bewegung zurück. Sandow erkannte, trotz der furchtbaren Verwandlung, die mit dem Antlitze vorgegangen, dennoch das einſt ſo holde liebliche Geſicht Lucile Vardennes. Ein Ruf des Entſetzens glitt über ſeine Lippen. Er taumelte einige Schritte zurück und ſtarrte in das bleiche regungsloſe Antlitz, das ihm zugewendet war.

„Herr von Sandow!“ ſprach Lucile leiſe und

kaum hörbar. Nach dieſen Worten ſank ſie zuſammen, zu Sandow's Füßen nieder.

Er nahm ſie in ſeine Arme und während Thränen langſam über ſeine Wangen rollten, rief er mit bebender Stimme:

„Lucile! Lucile!“

Sie öffnete nicht die Augen und der lichte Schein des Mondes fiel auf ein Antlitz, das einer Todten anzugehören ſchien.

Sandow trug die zarte leichte Geſtalt Lucils auf eine der an den Brückenpfeilern angebrachten Steinbänke, legte ſie dort nieder, um einen Wagen oder anderweitige Hilfe herbeizuholen. Nachdem er eine kurze Strecke gelaufen, hörte er das Rollen eines Wagens. Dieſer fuhr auf die Brücke, kam ihm näher und Sandow rief den Kutſcher an. Zu ſeiner Freude war es eine leere Droſchke, deren Inhaber ſich bereit erklärte, ihm zu helfen und die Frau hinzubringen, wohin er beſtimme. Sandow entſchied ſich dafür, die ſcheinbar todtkranke Lucile ſeiner Schweſter zu übergeben, da er von ihr in dem Augenblick nicht ihre Wohnung erfahren konnte. Er kannte zu genau Anna's gutes Herz und die menſchenfreundlichen Geſinnungen ſeines Schwagers.

Die Aufnahme, welche er und die während der Fahrt wieder zum Leben erwachte Lucile bei seiner Schwester und seinem Schwager fanden, bewiesen ihm, daß er sich nicht in ihnen geirrt. Kaum hatten sie den ersten Schreck und eine nur zu natürliche Ueberraschung überwunden, so waren Beide zur thätigsten Hilfe bereit, welche Lucile auch dringend zu bedürfen schien. Sie war zwar aus der ersten tiefen Ohnmacht erwacht, verlor aber schon wieder das Bewußtsein, als Sandow sie aus dem Wagen in das Haus trug. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte auf kurze Zeit eine klare Besinnung zurück. Sie blickte einige Secunden in Sandow's, die innigste Theilnahme ausdrückendes Gesicht, dann fragend auf Anna.

„Es ist meine Schwester!" sagte er.

Lucile bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Nach einer Weile fragte sie leise: „Jene Schwester doch nicht, von der Sie mir an dem Christabend, wo wir uns das letzte Mal sprachen, sagten, sie sei so unglücklich?"

„Es ist dieselbe! Ihr Geschick hat eine glückliche Wendung genommen.

Lucile betrachtete Anna, die an ihrem Bette

kniete, mit Theilnahme. Anna ſchaute aber mit tiefſten Seelenſchmerze in das blaſſe verfallene Geſicht der Kranken, die ſie damals von Glanz und Glück, wie jetzt von Elend und Unglück umgeben geſehen. Der Contraſt war entſetzlich. Nach langer Pauſe ſagte Lucile: „Sie waren kurze Zeit unglücklich und daraus entſprang die Quelle Ihres ſpätern Glücks! Ich aber, o mein Gott, ich war nur kurze Zeit glücklich und dann lange — ewig lange Jahre elend. Seit ſechs Jahren irre ich heimathlos, obdachlos und krank durch die Welt. Ich hatte Niemand, an den ich mich wenden, Keinen, der mir helfen konnte! Heute endlich hatte ich eine Freude, um die ich Gott ſeit Monaten, wo ich von Tag zu Tag ſchwächer geworden bin, dringend gebeten!“ —

Lucile begann bitterlich zu weinen. Anna ſchloß ſie in ihre Arme. Sandow bat leiſe: „Nennen Sie mir die Freude, welche Ihnen das Chriſtfeſt bereitete, ſowie ich Ihnen damals meinen Schmerz offen nannte, den ich ſo tief in jener Chriſtnacht empfand.“

Lucile ſah ihn ernſt und traurig an. Mit gepreßter Stimme ſagte ſie: „Mein Kind ſtarb heute Nacht! — Ich ging in die Kirche, um Gott zu danken.“

„Der Tod Ihres Kindes war Ihre Freude?“ fragte Anna bewegt.

„Ja!“ antwortete Lucilie dumpf. „Es war ſo krank, ſo elend wie ich. Ich fürchtete ſtets, ich könne eher ſterben und es Niemand haben, der es pflegte, So habe ich ihm doch noch die Augen zudrücken können. In meinem Arme iſt es geſtorben und — in — meinen Armen — wird es auch im Tode ruhn.“

Lucile hatte die letzten Worte mit ſichtlicher Anſtrengung geſprochen. Ihre Augen ſchloſſen ſich, ein ſtarker Blutſtrom entquoll ihren Lippen. Sie faltete die Hände. Die Geſchwiſter eilten dem Arzte entgegen, der in dem Augenblicke in's Zimmer trat. Er konnte nicht mehr helfen, kaum den Todeskampf lindern. Noch einmal, kurze Zeit vor ihrem Ende, öffnete Lucile die Augen. Ihr Blick traf Karl Sandow. Sie flüſterte leiſe den Namen einer Straße und die Nummer eines Hauſes. Als er rief: „Dort finde ich Ihr Kind!“ lächelte ſie. Als er fragte, ob ſie ſonſt noch einen Wunſch habe, ſchüttelte ſie den Kopf und ſchloß langſam ihre Augen. Eine Stunde ſpäter war ſie todt.

Lucilles traurige Schickſale erſah Sandow aus ihrem Tagebuche; das er in ihrer Wohnung fand. Namen hatte ſie nicht genannt. Er brachte dieſe Schickſale mit dem an der Kirchthür gehörten Namen „Armand von Carnauſſonne“ in Verbindung und hielt ſich überzeugt, daß er und der Graf von Arles, den man ihm einſtmals als Baron Wieczelski's Schwiegerſohn bezeichnet, ein und dieſelbe Perſon ſei.

Nach mehreren Jahren ſah Sandow den Herrn und die Dame, die er Beide in Dresden in der Chriſtnacht geſehen, in Berlin wieder. Sie ſaßen mit ihm und ſeiner Frau in einer Loge des Theaters. Er zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß es ein Graf Arles und die Dame die Tochter des verſtorbenen Grafen Wieczelski ſei, der ihretwegen ſeine erſte Gemahlin und deren Tochter verſtoßen habe. Sandow fragte den Herrn, der ihm dieſe Auskunft gab, nach dem vergangen Leben des Grafen Arles — wagte ſogar, eine Anſpielung darauf zu machen, daß Jener einſt ein ſchweres Unrecht begangen habe. Der Bekannte des Grafen widerſprach dem auf das Entſchiedenſte und ſein Urtheil lautete: „Graf Arles war in früher Jugend gerade

kein Tugendheld, aber ein Ehrenmann, ein Cavalier in der vollſten Bedeutung des Wortes!“

Sandow blickte bei dieſem Urtheile ſinnend vor ſich hin. Ihm tönte Luciles ſchwere Anklage im Herzen wieder, die ſie einſt in der Chriſtnacht in Dresden gegen den Grafen ausgeſtoßen. Er vermochte es nicht zu ergründen, ob Lucile oder der Freund des Grafen Recht hatte; doch hielt er ſich feſt überzeugt, daß, wenn Graf Arles als Armand von Carnauſſonne ein Verbrechen begangen hätte, ihn Gottes Strafgericht ereilen würde, wenn es ihm auch gelungen ſei, ſich dem der irdiſchen Gerechtigkeit zu entziehen.

Ein Kunſtkenner.

Digitized by Google

Für die Maler, die im Frühling und Sommer ihre Studien in der Dresdener Galerie machen oder dort Gemälde copiren, ist diese Zeit nicht selten ein Prüfstein ihrer Geduld oder äußerst günstiger Zeitpunkt, diese Tugend in hohem Maße in ihrer Brust cultiviren zu können. Es bricht für diese Künstler so zu sagen eine Art von Marterstunde an, wenn der volle Glockenton der katholischen Hofkirche die zehnte Stunde verkündet, die Thür des Museums sich nun dem kunstsinnigen Publicum öffnet, das bereits harrend in den hohen Hallen des schönen Zwingers auf- und abgeschritten ist und dann in die eleganten Räume der Bildergalerie stürzt, und — ja, um was zu thun? Eigentlich und natürlich würde es sein, um dort die herrlichen Kunstschätze zu betrachten; doch das thun nur Wenige dieser Schaar, die in so bauschenden Gewändern, geschmückt mit zahllosen Bändchen und Bändern durch die Säle

rauschen und bald in Atlas, Seide, Sammet über das glatte Parket fortstreifen, bald duftigen Muslin, Gaze und Barège, Spitzen und Blonden in einer Art und Weise hinter sich her schleppen, daß man nicht selten auf die Vermuthung kommen könnte, eine Band- und Modewaarenhandlung habe würdige Repräsentanten ihrer tausend und aber tausend verschiedenartigen Artikel anstatt der sonst um die Jahreszeit üblichen Annoncen in die Welt gesendet.

Nicht allein diese Vertreterinnen der Mode, die achtlos an den seltensten Kunstschätzen unter banalen Phrasen vorübergleiten oder alle Die, welche mit jener Hast durch die Säle eilen und sofort erkennen lassen, daß sie nur gekommen sind, um sagen zu können, „daß sie in der Dresdener Galerie gewesen," sondern auch Andere, einfach gekleidete Gottesgeschöpfe, einfachere Naturen und Wesen, bleiben wie Jene wie durch Zauberspruch gebannt stehen, wenn sie an einer Staffelei einen Maler erblicken. So ereignet es sich denn oft, daß um diesen copirenden Künstler sich eine dichte Menge der verschiedensten Personen schaart und eine Weile den Bewegungen seines Pinsels folgt oder ihn anredend aus seinem Wirken und Schaffen reißt.

Verſchiedentlich werden dieſe Störungen aufgenommen. Den einen Künſtler, der ſich ziemlich lange geſträubt zu Derjenigen aufzublicken, die im kecken Federhütchen hinter ihm ſtehend unter fortwährendem Auf- und Zuklappen ihres grünen Fächers laut und dictatoriſch ihre Kunſturtheile gegen eine ſtumme Begleiterin abgegeben, ihn, der ſich nun endlich entſchließt, ſich nach der Redſeligen umzuwenden, die das widerſinnigſte Zeug geſchwätzt hat, verſöhnen ein Paar der glänzendſten Augen, roſige Lippen und weiße Zähne mit Allem, was er gezwungen geweſen anzuhören und freundlich ſchaut er die junge Schöne an.

Ein anderer Maler dagegen, der die Veroneſiſche Kreuzabnahme copirt, iſt unempfänglich für Jugend und Schönheit und ſein finſterer Blick, der von Zeit zu Zeit die ihn Umgebenden trifft, ſcheucht eben ſo raſch das jugendliche Weſen im ſchiefen Hütchen, wie die alternde Schönheit im letzten Verſuche von ſich; er weiß ſich eben ſo gut des eleganten Stutzers zu entledigen, der durch ſein ins Auge gekniffenes Lorgnon hochmüthig auf ſeine Arbeit herabblickt, oder eines alten geſchwätzigen Herrn, der ſelbſt in ſeiner Jugendzeit einmal Pinſel und Pa-

lette in den Händen gehalten und ſich ſtets verpflichtet fühlt, ſeine Erfahrungen der ſich neu heranbildenden Generation talentvoller Künſtler mitzutheilen.

Weder zu jenen Malern mit dem leicht erregten Herzen, noch zu den Letztern, denen die Kunſt Alles, die Menſchheit Nichts iſt, gehörte der junge Mann, der im Sommer des Jahres 185. copirend in dem Saale der Dresdener Galerie ſaß, wo ſich Correggios Meiſterſchöpfungen befinden. Er war noch ſehr jung und heiter blickte er in das ihm von roſenfarbenem Glanz umfloſſene Leben; muthig ſchaute er empor zu dem lichten Horizonte der Kunſt, wo ihm ſo viele ſtrahlende Geſtirne entgegenleuchteten. Er hatte ſich keine leichte Aufgabe geſtellt, denn die berühmte Nacht Antonio Allegris verſuchte er wiederzugeben. Ein Schatten von Mißmuth überflog ſein jugendlich hübſches Geſicht, als er Vergleiche zwiſchen ſeiner Arbeit und dem Originale anſtellte; Trauer bemächtigte ſich ſeines der eigenen Kraft ſo ziemlich feſt vertrauenden Gemüths, als er einſah, nicht dieſen Ausdruck von Freude, Staunen und Verwunderung im Antlitz der Hirten, noch weniger den vom Chriſtuskinde ausgehenden Lichtglanz wie-

vergeben zu können, der verklärend jeden Einzelnen der ganzen Gruppe überstrahlt.

Wie schnell entwich aber jeder Ausdruck von Verdrießlichkeit aus dem Gesichte des jungen Künstlers, als plötzlich die Frage neben ihm ertönte: „Verzeihen Sie, mein Herr, doch sagen Sie mir gefälligst, wo bleiben alle die alten Bilder, die hier durch neue ersetzt werden?“

Nur einen Moment starrte der Künstler fassungslos den Herrn an, der ihm solche Frage vorlegte, dann erwiderte er mit kaum zu unterdrückender Heiterkeit: „Man wird diese alten Bilder dann wohl auf den Boden bringen.“

„*Hm! Hier im Museum*, mein Herr? Hat der *Zwinger Böden?*“

„Ich zweifle nicht daran, daß sie hier im Zwinger bleiben.“

„So! Ich dachte man verkaufte sie.“

„Diese Correggiosche Nacht?“

„Ja, ja, dies Bild, das Sie copiren.“

„Ah, Sie gedachten dies alte Bild zu kaufen?“

Der Herr warf stolz den Kopf zurück. Die Röthe des Zorns stieg in sein Gesicht und mit eindringlichem Tone sagte er: „Ich mir ein altes Bild

kaufen? — Nein, mein Herr Maler, ich der Freiherr Kunz von Zabeltitz auf und zu Zabeltitz, ich bin Gott sei Dank in der Lage, mir ein neues Bild anzuschaffen!"

„Verzeihung, Herr Baron!" Der junge Maler machte ein leichte Verbeugung und neigte sein vom schelmischen Lächeln durchzucktes Gesicht über seine Arbeit.

Freiherr von Zabeltitz prüfte die Copie jetzt näher und sagte dann nachlässig:

„Würden Sie diese Nacht wohl auch für mich copiren?"

„Mit Vergnügen, wenn meine Arbeit Ihnen genügt."

„Ich finde sie vortrefflich —."

„Bitte!"

„Sie ist gut, verlassen Sie sich auf mein Wort, ich bin Kunstkenner!"

Der Maler verbeugte sich abermals, Herr von Zabeltitz gab seine Adresse, ging dann mit wegwerfender Miene an Corregios übrigen Gemälden vorüber, entschwand dem Saale und der Künstler sah ihn nicht wieder. Daß der Freiherr auf und zu Zabeltitz aber nicht allein in der Lage war, sich neue

Bilder zu kaufen, ſondern im Stande, dieſe mit dem höchſten Preiſe zu bezahlen, hatte der junge Künſtler Gelegenheit, baldigſt aus eigener Erfahrung kennen zu lernen; und er fand Urſache, die Manie vieler Fremden „die Maler anzureden“ zu ſegnen, da die Störung des Kunſtkenners ihm die Mittel gegeben, nach Italien reiſen zu können.

Die alte Truhe.

In Modena, in der Nähe des Reggiothores zieht die ſtolze Säulenhalle eines alten Palaſtes den Blick jedes Fremden an. Durchſchreitet er das herrliche Portal und die koſtbaren Prunkgemächer, wo das Auge geblendet und der Sinn verwirrt wird, ſo glaubt er, eine bleibende Erinnerung an all die Pracht zu behalten, die er erſchaut hat; doch geht er fort, hinaus aus dem Hauſe, das er ſtaunend betreten und durchwandelt, blickt er gewiß nur mit einem leichten Schauder darauf zurück und ſein Geiſt wird ſicherlich einzig mit einer alten eichenen Truhe beſchäftigt ſein, die er in dem Palaſte geſehen. Sie ſteht allein in einem großen weiten Saale an einer der kahlen Wände, die keinen andern Schmuck zeigen als ein weibliches Portrait, das über dieſer mit Schnitzwerk reich verſehenen dunkeln Truhe hängt. Fällt der Blick des Beſchauers auf dieſes

Bild, das eine Fülle von Schönheit, Glanz und Jugend ausstrahlt, so meint er, der Saal, der ihm vordem so kahl und leer erschienen, sei hinreichend geschmückt und bedürfe keiner andern Zier als dieses Portraits; er denkt, man habe Recht gethan, in dieses Gemach kein anderes Gemälde zu bringen, da kein anderes würdig sei, jenem an die Seite gestellt zu werden. Senkt sich das Auge des Beschauers tief und immer tiefer in die blaue Fluth dieses, einen unerschöpflichen Quell von Liebe und Hingebung verrathenden Blicks, fühlt er beim längern Anschauen dieses von Glück und Seligkeit durchleuchteten Gesichts eine Empfindung von Befriedigung seine Brust durchziehen, daß es auf Erden Etwas geben kann, das uns in den Himmel zu versetzen vermag, so ahnt er wohl nicht, daß er zugleich an dem dunkeln schauerlichen Grabe alles dessen steht, das in fast überirdischem Glanze auf ihn niederstrahlt.

Jenes junge Mädchen, dessen Lächeln Sempieri auf so wunderbar natürliche Weise im Bilde wiedergegeben, lächelte eines Tages noch glücklicher als zu jener Stunde, wo der Maler auf Wunsch ihres Verlobten ihre lieblichen Züge mit Meisterhand auf

der Leinwand feſſelte, auf der ſie ſich noch jetzt, nach Hunderten von Jahren in zauberiſcher Anmuth und Schönheit erhalten haben. Es war an ihrem Hochzeitstage. — Sie, eine der lieblichſten Töchter aus dem edlen Fürſtenhauſe der Orſinis, war einem der ſchönſten und ritterlichſten Prinzen aus dem alten und mächtigen Geſchlechte der Colonnas vermählt worden. Durch die Liebe dieſer beiden jungen Herzen war die tödtliche Feindſchaft, in der beide Familien ſeit langen Jahren gelebt, beendet und die Gefühle des Haſſes und der Rache in Wohlwollen und Freundſchaft umgewandelt.

Lauter Jubel durchhallte am Hochzeitstage alle Räume des ſtolzen prächtigen Palaſtes und war hier und da auch noch ein Reſt von der ehemaligen feindlichen Geſinnung zurückgeblieben, er verſchwand vor dem an Frühlingsſonnenſchein mahnenden Lächeln im reizenden Antlitze der ſchönen jungen Braut, er wich beim Anblick des vom reinſten Glück warm durchſtrahlten Geſichts des überſeligen Verlobten. — Die Freude und Wonne der Vereinten ging in die Herzen Derjenigen über, die Zeugen ihres Glückes waren und Alles freute ſich mit ihnen, Keiner widerſtand der heitern Luſt des ſchönen Feſtes und in

überſprudelnder Heiterkeit genoß Jeder das ſich ihm bietende Vergnügen.

Gegen Abend eilte die bunte Menge der Gäſte aus den reichgeſchmückten Sälen des Hauſes in den mit tauſenden von farbigen Lampen erhellten Garten, über welchen außerdem das klare Licht des Mondes noch ſeinen glänzendſten Schein warf. Da zeigte ſich plötzlich einigen fröhlichen Gruppen das ernſte Antlitz des Bräutigams und verwundert fragte man ihn, woher der trübe Schatten komme, der ſein noch vor Kurzem ſo vor Freude und Glück ſtrahlendes Geſicht umſchleiert habe.

„Ich kann meine Braut nicht finden!“ rief er haſtig und mit allen Anzeichen heftiger Seelenangſt ſetzte er hinzu: „Sie ſagte mir vorhin im Scherz, ſie würde ſich verſtecken nnd zwar an einem Orte, wo es mir nicht einfallen könne ſie zu ſuchen und aufzufinden. Sie ſcheint wirklich ſpurlos verſchwunden zu ſein.“

Man lachte den Prinzen wegen ſeiner Beſorgniß aus; ſcherzend half man ihm den Orangenhain des Gartens und den Palaſt durchſuchen. Scherz und Lachen erſtarb aber auf den Lippen der Fröhlichſten und im Herzen der Heiterſten, als der Abend im-

mer weiter vorschritt, das Fest sich zu Ende neigte und von der Braut, trotz alles Suchens, nicht die leiseste Spur zu entdecken war. Immer ängstlicher wurde geforscht, immer eifriger Haus und Garten durchsucht, je tiefer die Nacht einbrach; doch, ob auch Stunde an Stunde sich reihte, keine ihrer langsam allen Gästen in tödtlichster Angst verrinnenden Secunden brachte die Verlorene zurück!

Worte des Verdachts wurden endlich von den wehklagenden Orsinis ausgestoßen und mit Ausrufungen der Empörung von den beleidigten Colonnas beantwortet; Dolche wurden jetzt an den Stellen gezückt, wo einige Stunden zuvor Versicherungen ewiger Freundschaft gegeben worden und Schwerter blitzten durch die duftenden Laubgebüsche, wo vordem glänzende Augen in Liebe gestrahlt und von Glück geleuchtet hatten. Es war ein furchtbarer, ein entsetzlicher Wechsel! — Um so ergreifender, da Niemand in der vorherigen Lust an ein mögliches Weh gedacht! — Doch ob man auch beschuldigte und anklagte, ob man sich vertheidigte und Gott und alle Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld anrief; ob man Beleidigungen mit Blut abzuwaschen suchte und von Leidenschaft hingerissen manche Brust im

finſtern Verdacht durchbohrte, weder ein Wehruf, ein Klagelaut, noch Todesſchrei — Nichts — Nichts brachte die verſchwundene Braut zurück!

Verſchloſſen wurde der Palaſt der Orſinis in Modena nach jener Hochzeit, die ſo tragiſch geendet; verödet blieben die Hallen, wo Luſt und Glück mit Blitzesſchnelle durch Gram und Verzweiflung verdrängt worden. — Erſt nach länger als hundert Jahren öffnete ſich das lang verſchloſſene Portal einem Nachkommen des edeln Geſchlechts der Orſinis und Licht und Luft ließ man wieder die Räume durchziehen, welche man in Nacht und Dunkel gehüllt hatte. Der Luſt und Freude wurde das verlaſſene Haus zurückgegeben, als eine junge Fürſtin dort als Herrin einzog; aber ſcheu entflogen die luftigen Geiſter der Freude, als die Gebieterin des Palaſtes eines Tages am Arme ihres Gemahles die Räume durchwandelte und ihr Blick auf jene alte eichene Truhe fiel, die jetzt ſo allein in dem großen Saale ſteht.

Dieſe alte Truhe gefiel der jungen Frau. Als ſie hörte, daß ſie von einer edlen Venetianerin ſtamme, die ſich vor mehreren Jahrhunderten dem Hauſe Orſini verbunden, daß Dieſe ſie mit nach

Modena gebracht habe und in ihr seitdem die kostbaren Hochzeitgewänder der Fürstinnen Orsini aufbewahrt worden wären, da erfaßte sie die Neugierde, ob sich in dem langen Zeitraume noch etwas von dem Putze vergangener Jahrhunderte erhalten habe. Sie befahl die Truhe zu öffnen. — Das Schloß war fest eingerostet und lange widerstand seine künstliche Mechanik allen Versuchen; doch endlich war man am Ziele! Wer aber beschreibt das Entsetzen der jungeu Fürstin, ihres Gemahls und das der Diener, die das widerstrebende Schloß der Truhe geöffnet, als sie Alle, indem der Deckel sich hob, auf vermoderten, in Staub zerfallenen Brokatgewändern ein Skelett erblickten!

Der Schädel dieses menschlichen Gerippes war noch mit einer Schnur der köstlichsten, im lichtesten Glanze strahlenden Perlen umwunden. Diese Perlenschnur kannten Alle. Es war genau dieselbe, die den reizenden Kopf jenes schönen Mädchens schmückte, deren Bild Niemand ohne Entzücken betrachtet, deren Schicksal Keiner ohne Entsetzen gehört.

Mit dieser Perlenschnur hatte Prinz Colonna einst das liebliche Haupt seiner jungen Braut um-

wunden, als Sempieri sie malte, und mit dieser Perlenreihe hatte das schöne Wesen an ihrem Hochzeitstage die bräutlichen Orangenblüthen befestigt, mit denen sie ihre glänzenden Locken durchflochten. Diese Schnur wurde nun die erste furchtbare Spur jener überseligen Braut, die einst in dem Orsinischen Palaste auf so seltsame unerklärliche Weise verschwunden war! — Man verfolgte diese entsetzliche Spur, die sich erst nach so langer Zeit gezeigt und bald blieb kein Zweifel mehr übrig, daß das frische blühende Leben in der dunkeln Truhe seinen Tod gefunden hatte.

Das Skelett und die Perlen legte man dann wieder in die schauerliche Tiefe jenes furchtbaren Grabes und über dasselbe hing man das schöne Bild der jungen Braut.

So ist nun der Saal im Orsinischen Palaste gewissermaßen ein Kirchhof oder eine Todtengruft. Es hat dort zwar nur ein Herz zu schlagen aufgehört und ein Geist Ruhe gefunden; aber — was mag dieses eine Herz gelitten, dieser eine Geist durchkämpft haben, bis der Tod Beides von seiner Qual erlöst und jene klaren Augen gebrochen hat, welche noch jetzt so licht und strahlend den öden Raum durchglänzen und einst so froh und hoffnungsvoll in das Leben und die anscheinend so goldene Zukunft geblickt haben? —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Inhalt.

Seite.

Brief und Manuſcript. Novelle 1

Eine Wallfahrt zu Wittekind's Grabe. Novelle . . 79

Der triftige Grund. Skizze 185

Die Chriſtnacht. Novelle 195

Ein Kunſtkenner. Skizze 285

Die alte Truhe. Skizze 295

Digitized by Google